

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2024)

Rubrik: Grabungen und Bauuntersuchungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

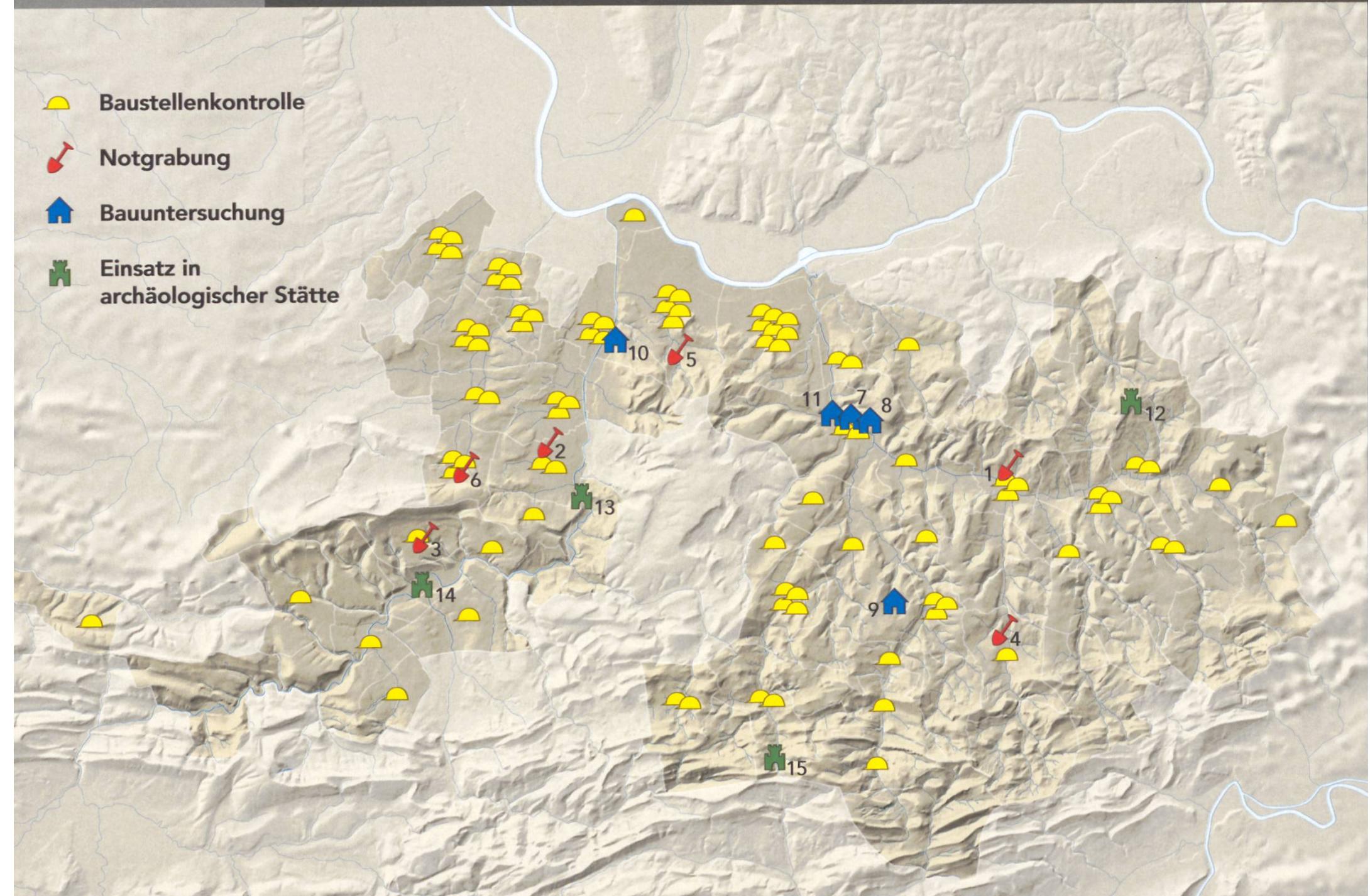
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Grabungen und Bauuntersuchungen

Im Berichtsjahr kontrollierte die Archäologie Baselland 2256 Baugesuche, begleitete 86 Baustellen, führte 35 Ausgrabungen durch und untersuchte 73 historische Gebäude. Mit anderen Worten: Die Feldarbeit geht in Anbetracht der hohen Bautätigkeit mit unverminderter Intensität weiter. Glücklicherweise wird das kleine Team unterstützt durch eine mittlerweile beträchtliche Anzahl ehrenamtlicher Späher, die Prospektionen ausserhalb der Bauzonen durchführen und auch in diesem Jahr wieder hochinteressante Funde gemacht haben. Ihren Spuren werden Sie auch in diesem Bericht immer wieder begegnen (z.B. Seite 106 ff., 144 ff. oder 164 ff.)

Zu den Höhepunkten unter den Neuentdeckungen zählen frühmittelalterliche ‹Adelsgräber› mit höchst kunstvoll verzierten Gürtelteilen in Aesch, eine hochmittelalterliche Siedlung mit gesicherter Verarbeitung von Eisenerz in Blauen und mehrere Altstadtbauten im Stadtkern von Liestal. Letztere lieferten unter anderem wertvolle Informationen zur frühen Gestalt des mittelalterlichen ‹Stedtlis› und die spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Entwicklung an der Rathausstrasse. Darüber hinaus gelang in Lampenberg der erste Nachweis eines ‹Stocks›, eines massiv gemauerten, zweigeschossigen Vorratsbaus im Innern eines hölzernen ‹Hochstudhauses›, datiert 1552/53. Dies ist der erstmalige Beleg, dass diese Form von Schutzraum auch im Baselbiet bekannt war.

Ich bedanke mich bei allen – Team und Ehrenamtlichen – für ihren unermüdlichen Einsatz in anspruchsvoller Zeit. Die Resultate können sich einmal mehr sehen lassen!

Reto Marti

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten im Jahr 2024 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Sissach, Bützenenweg 75 (Römerzeit)
- 2 Aesch, Grienweg 1 (Frühmittelalter)
- 3 Blauen, Dorfstrasse (Jüngere Eisenzeit, Hochmittelalter)
- 4 Diegten, Dürmetweg (Jungsteinzeit, Hoch- und Spätmittelalter)
- 5 Muttenz, Engentalstrasse (frühe Neuzeit)
- 6 Ettingen, Hauptstrasse (Neuzeit)

Einsätze in archäologischen Stätten

- 12 Farnsburg
- 13 Duggingen, Angenstein
- 14 Zwingen, Schloss
- 15 Reigoldswil, Wasserfallenbahn

Bauuntersuchungen

- 7 Liestal, Rathausstrasse 52
- 8 Liestal, Rathausstrasse 12/14
- 9 Lampenberg, Hollenweg 1
- 10 Münchenstein, Untergasse 22
- 11 Liestal, Rathausstrasse 2

Baustellenkontrollen

Aesch: Hauptstrasse 36–42, Klushof
Allschwil: Harzerweg, Hegenheimer-
mattweg, Neuweilerstrasse (2 ×)
Anwil: Flühacker
Arisdorf: Berstelstrasse
Binningen: Bruderholzstrasse, Rebgasse
(2 ×), Wilhelm Denz-Strasse 52
Birsfelden: Gartenstrasse
Blauen: Dorfstrasse
Bottmingen: Bruderholzstrasse 27/29,
Ruchholzstrasse, Wartenbergstrasse
Bretzwil: Hauptstrasse, Wasserversor-
gung Hinterberg
Brislach: Franzengarten
Bubendorf: Kantonsstrasse
Dietgen: Hauptstrasse
Diepflingen: Löhrweg 6
Ettingen: Brühlstrasse 12, Haupt-
strasse 51, Schaienweg
Füllinsdorf: Wölferstrasse, ARA Ergolz II
Gelterkinden: Birkenweg 3, Chapfweg,
Mühlegasse
Hölstein: Bündtenweg, Gassenbachweg,
Weidweg

Laufen: Delsbergerstrasse
Lausen: Weiherhofstrasse 4
Liestal: Benzburweg 5, Steinenbrüggli
Lupsingen: Hagenweg
Münchenstein: Emil Frey-Strasse,
Gruthweg, Löffelackerstrasse,
Loogstrasse
Muttenz: Breitestrasse 62, Gründenstras-
se/Kriegackerstrasse, Hofackerstrasse
47–53, Oberdorf 21, Sevogelstrasse
Nenzlingen: Sormatte
Niederdorf: Burghaldenweg
Oberdorf: Hauptstrasse 68
Oberwil: Hohestrasse, Lettenhofstrasse,
Neuwilerstrasse 23, Steinacker
Ormalingen: Farnsburgweg 31, Schloss-
weg
Pfeffingen: Burgweg
Pratteln: Auf Käppelimatt 33, Salinen-
strasse 68, St. Jakobstrasse 37, Schau-
enburgerstrasse, Schlossstrasse (2 ×),
Rheinstrasse 87, Wartenbergstrasse
Ramlinsburg: Landschache
Reigoldswil: Im Bergli, Im Rüschen

Reinach: Hinterbergweg 10, Landerer-
strasse, Schulstrasse 9
Rothenfluh: Eisengasse 8
Roggensburg: Kirchgasse 7
Röschenz: Gasse
Seltisberg: Im Hof
Sissach: Bahnhofstrasse, Ebenrainweg 6,
Hauptstrasse 128a
Tecknau: Dorfstrasse, Hofackerweg
Therwil: Benkenstrasse, Mühleweg
Wahlen: Schulstrasse
Waldenburg: Hauptstrasse 70–72
Ziefen: Hauptstrasse 106a, Haupt-
strasse 150, Lupsingerstrasse, Untere
Eienstrasse

Sissach, Bützenenweg 75: neue Funde in altbekannter Römervilla

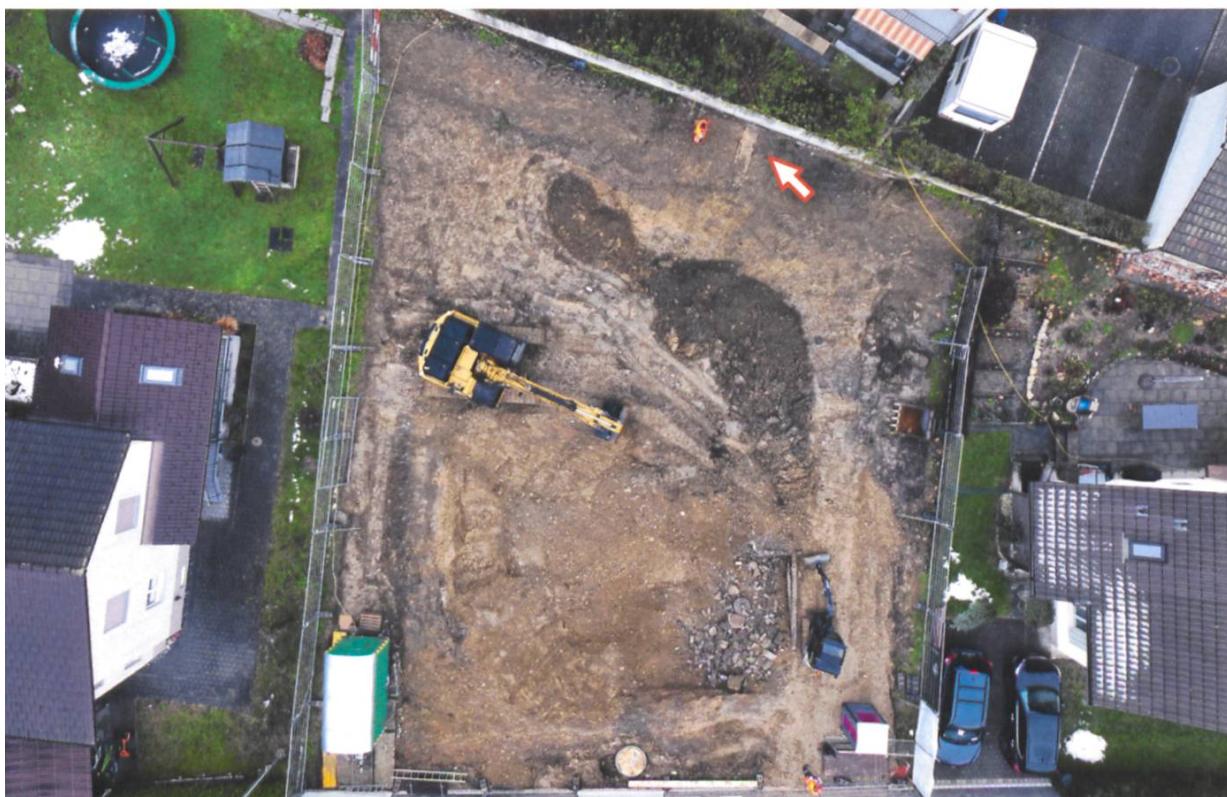
Die neu entdeckte Mauer (Pfeil) liegt im Norden der Parzelle, direkt im Anschluss an den Bereich der Grabung von 1953/1954.

Die Flur «Bützenen» nordöstlich des mittelalterlichen Dorfkerns von Sissach lag lange Zeit ausserhalb des Siedlungsgebiets. In den 1930er-Jahren jedoch begann eine langsame Aufsiedlung des Areals, die ihren Anfang mit der Erstellung von Erschliessungsstrassen und Grabarbeiten für Was-

serleitungen und Kanalisationen nahm. In einem dieser Gräben entdeckte der Sissacher Gemeindeverwalter Jakob Horand im Herbst 1936 Ziegelstücke, Eisenschlacken und Keramikfragmente.

Bis zu diesem Zeitpunkt gab es lediglich spärliche Hinweise auf eine römerzeitliche Besiedlung von Sissach. Jakob Horand war überzeugt, mit einer von der kantonalen Altertumskommission finanzierten, rund zweiwöchigen Sondiergrabung «die einzige Lücke in der Besiedlungskontinuität unserer Ortschaft, die von der jüngeren Steinzeit bis in die Gegenwart reicht, [...] nun endgültig zu schliessen!». Das Zitat stammt aus Horands Grabungsbericht, den er im Anschluss an die Untersuchung im Frühjahr 1937 verfasste.

Tatsächlich gelang ihm der wertvolle Nachweis, denn in den Sondierschlitten fand sich neben diversen römerzeitlichen Funden auch ein Mauerabschnitt mit eingemauerten Leistenziegeln (Jahresbericht 2014, S. 166 ff.). In den 1950er-Jahren wurde das Quartier weiter überbaut. Die Notgrabungen von 1953 bis 1959 waren die ersten



flächigen Untersuchungen. Dabei kamen offenbar Reste des Herrenhauses zum Vorschein, also des Wohngebäudes des Besitzers und seiner Familie. Aufgrund der datierbaren Funde wurde der Guts-hof spätestens in der zweiten Hälfte des 1. Jahr- hunderts gegründet und gegen Ende des 3. Jahr- hunderts aufgegeben.

Die dürftige Dokumentation der Grabungen aus den 1950er-Jahren wirft leider mehr Fragen auf, als dass sie beantwortet. So wird kaum auf die angetroffenen Schichtverhältnisse eingegangen, und die Verortung des Fundmaterials ist oft unklar. Zudem bestehen mehrere Pläne, die sich teilweise widersprechen. Fest steht, dass es sich beim so genannten Herrenhaus um ein mehrräumiges, Ost-West orientiertes Gebäude mit hypokaustier- tem Raum und einer Kanalheizung gehandelt hat. Hypokauste waren Flächenheizungen, bei der die durch Feuer erwärme Luft in Hohlräumen unter dem Fussboden zirkulierte und mittels Hohl- ziegeln durch die Wände hochgeführt wurde. Im Gegensatz dazu wurde die heiße Luft in Kanal- heizungen lediglich durch schmale Gräben unter

dem Boden geleitet. Dadurch resultierte ein gerin- gerer Energieverbrauch als bei den vollflächigen Hypokausten. Die Grabungsdokumentation liefert fast keine Hinweise auf die zeitliche Entwicklung des Gutshofes. Lediglich bei der Kanalheizung ist bezeugt, dass sie zur letzten Ausbauphase gehörte.

Grabungssituation mit römischem Mauerwerk im Februar 1959: Die archäologische Dokumentation erfolgte parallel zu den Bauarbeiten.



Andreas Wahl bei der eben entdeckten römischen Mauer. Die Geländekante, an der die Mauer abbricht, ist links gut zu erkennen.



Nach 1959 gibt es keine Fundberichte mehr zum römischen Gutshof. Dies erstaunt, denn in den 1960er- und 1970er-Jahren wurde das Quartier komplett überbaut. Es ist schwer vorstellbar, dass dabei keine römischen Hinterlassenschaften angetroffen worden waren. Im Bereich des Her-

renhauses gab es in den letzten Jahrzehnten kaum grössere Bodeneingriffe. Dies änderte sich im Herbst 2023, als am Bützenenweg 75 – unmittelbar südlich des Herrenhauses und in nur rund sieben Metern Entfernung zu den südlichsten Mauerfunden der 1950er-Jahre – ein bestehendes Einfamilienhaus einem neuen Mehrfamilienhaus weichen sollte. Die Archäologie Baselland begleitete die Aushubarbeiten eng, denn die Wahrscheinlichkeit, auf römische Funde und Befunde zu treffen, war gross.

Am 5. Dezember 2023 entdeckte Andreas Wahl bei einem Kontrollgang im Nordteil der Parzelle einen kurzen römischen Mauerabschnitt. Dieser trat unter einer Hangstützmauer hervor und war über eine Länge von knapp zwei Metern erhalten. Das Nord-Süd orientierte Fundament hatte eine Breite von 60 Zentimetern, also zwei römischen Fuss. Die darauffolgende Freilegung und Dokumentation sowie der spätere Abbau des Befunds zeigten, dass sich zwei Lagen aufgehendes, also auf Sicht gebautes Mauerwerk erhalten hatten. Dieses war lagig aus Quadern errichtet worden.

Zusammengehalten wurden die Steine durch einen gelblichen Kalkmörtel, der bis in den oberen Bereich des Fundaments zog. Letzteres bestand aus Kalkbruchsteinen unterschiedlicher Grösse sowie einzelnen Geröllen. Weder im Aufgehenden noch im Fundamentbereich waren Ziegel eingebaut worden.

Vor allem westlich der Mauer lagen römische Schuttschichten, die gegen das Aufgehende stiesen und somit jünger sind als dieses. Gegen Süden, im Bereich einer natürlichen Geländekante, brach die Mauer ab. Ob sie ursprünglich abknickte und entlang der Geländekante gegen Westen oder Osten weiterlief oder ob sie hier endete, war nicht mehr festzustellen.

Ob es sich um ein Gebäudeteil oder um das Stück einer Umfassung handelte, ist schwer zu sagen. Gut denkbar ist, dass entlang der natürlichen Geländekante eine Umfassungsmauer gegen Westen verlief, die das Gutshofareal nach Süden begrenzte. Der Bereich unterhalb der Kante bis zur Ergolz dürfte Überschwemmungsgebiet gewesen sein,

das sich nicht zur Überbauung eignete. Auffallend ist, dass der gefundene Mauerrest ein wenig anders orientiert ist als die Mauern der Grabungen der 1950er-Jahre. Keines der damals dokumentierten Fundamente lässt sich eindeutig mit dem neu gefundenen Abschnitt verbinden.

Die römischen Schuttschichten südlich der Geländekante wurden teilweise mit Hilfe eines grossen Baggers abgetragen.



Schnitt durch die römischen Schuttschichten im Nordosten der Parzelle: Hervorgehoben sind die Hangkante und die Mulde an deren Fuss.

Nach der Dokumentation des Befunds wurden die Untersuchungen nach Süden fortgesetzt. Weitere Gebäudeteile kamen nicht zum Vorschein, doch direkt unterhalb des erhaltenen Mauerrests fand sich eine Ansammlung von Steinquadern – mit Sicherheit Versturzmaterial des erodierten Bau-

werks. Zusätzlich zeigten sich mindestens zwei grossflächige römische Schuttschichten, die von der Geländekante in das flache Gebiet zur Ergolz hin verliefen. Die beiden Erdpakete waren durch ein dünnes Band aus fundleerem Gehängelehm getrennt. Am Fuss der Kante verlief eine leichte Mulde, die mit römischem Abbruchschutt aufgefüllt war. Die Vertiefung scheint künstlich angelegt worden zu sein, möglicherweise um Hangwasser abzuleiten.

Die Ausgrabung lieferte nur wenige Funde. Nebst den überall verstreut anzutreffenden römischen Ziegeln wurde etwas Gefässkeramik geborgen, die ins 1./2. Jahrhundert nach Christus datiert. Von den vier gefundenen Aes-Münzen – allesamt aus den Schuttschichten unterhalb der Geländekante – lässt sich eine sicher Tetricus I. (271 – 274 n. Chr.), dem letzten Kaiser des Gallischen Sonderreichs,



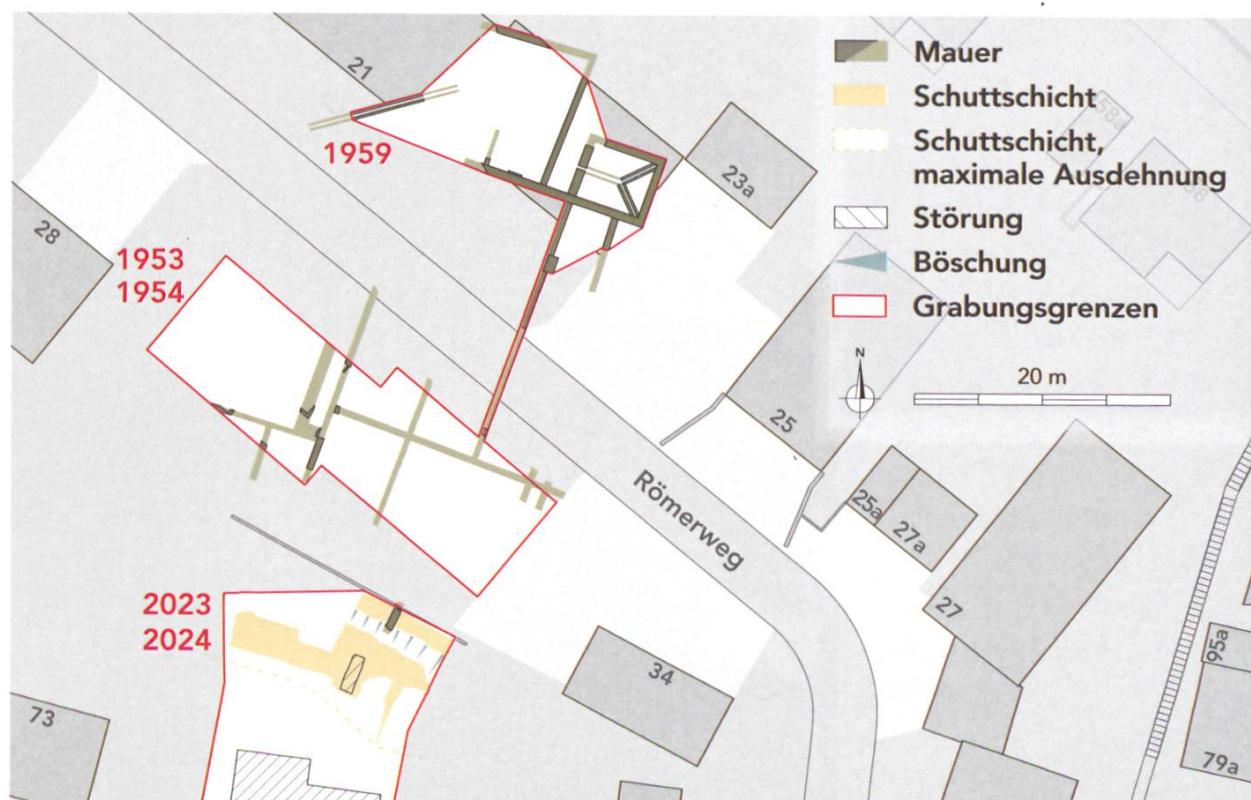
zuordnen. Die Funde bestätigen die bisherige Annahme, dass der Siedlungsplatz vom 1. bis ins späte 3. Jahrhundert nach Christus genutzt wurde.

Weiter südwärts verlieren sich die Spuren der römischen Besiedlung. Dort, im ehemaligen Überschwemmungsgebiet der Ergolz, sind heute nur noch Flusschotter und Schwemmlhm anzutreffen.

Die Untersuchungen zeigen, dass die Südgrenze des römischen Gutshofs mit hoher Wahrscheinlichkeit entlang der festgestellten natürlichen Geländekante verlief. Es ist ein Glücksfall, dass sich der kurze Mauerabschnitt trotz des Baus der modernen Stützmauer noch erhalten hatte. Weitere Untersuchungen in der Umgebung wären nötig, um zumindest ein Teil der vielen offenen Fragen zu dieser *villa rustica* zu klären.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Dezember 2023 bis Januar 2024

Übersichtsplan der Ausgrabungen in der <Bützenen>. Die Sondierungen der 1930er-Jahre befinden sich weiter nordwestlich.



Aesch, Grienweg 1.
Übersicht über den
Westteil der Parzel-
le: Grab 1 und der
südliche Kreisgraben
sind komplett freige-
legt. Nördlich daran
schliesst der noch
teilweise verdeckte
nördliche Kreisgraben
mit Grab 4 an. Norden
ist rechts.



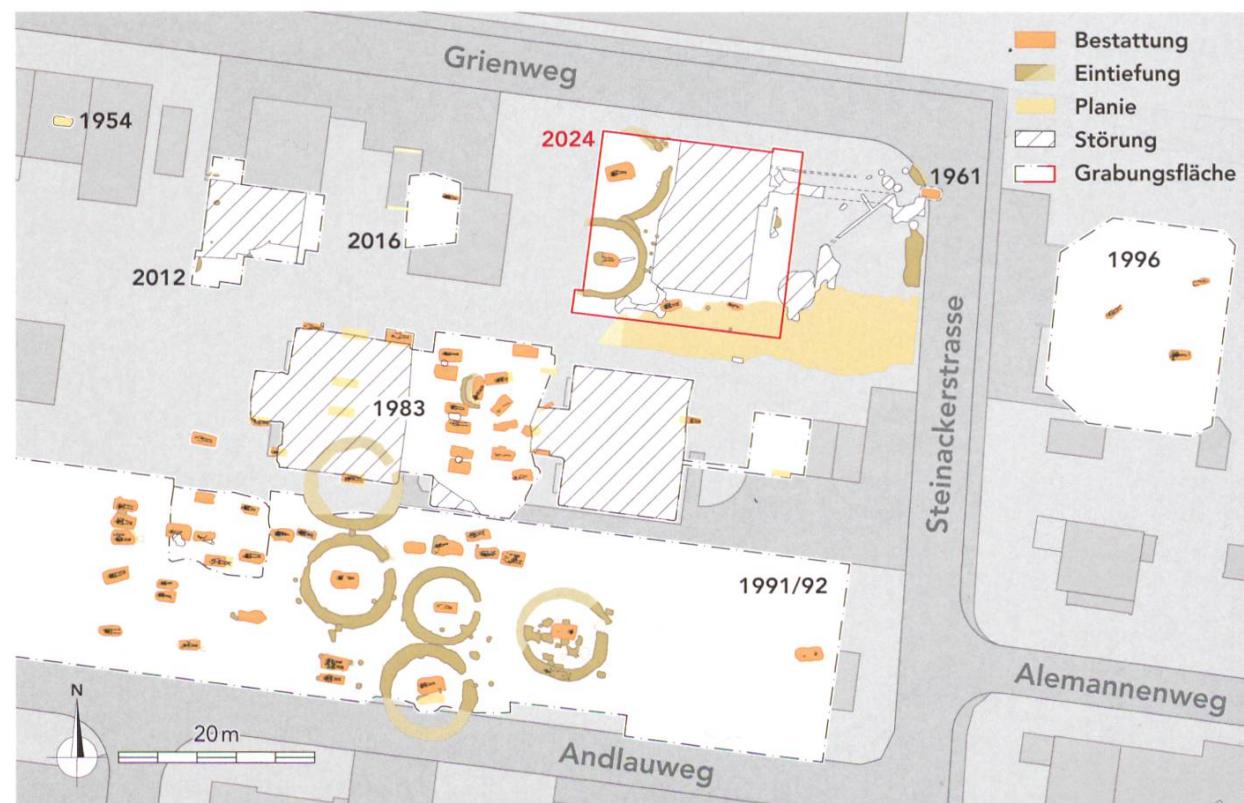
Aesch, Grienweg 1: vier weitere Gräber aus dem Frühmittelalter

Das frühmittelalterliche Gräberfeld im Norden von Aesch ist schon lange bekannt. Die ersten Fundmeldungen zu Gräbern in der Flur Steinacker gehen ins 18. Jahrhundert zurück. Aber erst die Notgrabungen der 1980/90er-Jahre, ausgelöst durch die grossflächige Überbauung des Quartiers, führten zu fundierten Erkenntnissen zu diesem Friedhof des 6. und 7. Jahrhunderts. Am Südende des ausgedehnten Bestattungsplatzes begann um 650 nach Christus eine sehr wohlhabende Sippe, ihre Toten in einem separaten Areal zu bestatten. Dieses Phänomen ist in dieser Zeit auch andernorts zu beobachten: Reiche Familien beerdigten ihre Angehörigen abgesetzt vom Rest der Bevölkerung, zum Teil sogar in eigenen Kirchen. Diese Abgrenzung kündigt das Entstehen von gesellschaftlichen Klassen an, die schliesslich zur Herausbildung des mittelalterlichen Adels führten.

Die Untersuchungen in den 1980er- und 1990er-Jahren förderten über fünfzig Gräber zu Tage. Einige der Toten wurden in hölzernen Grabkammern unter mächtigen Hügeln von 6–7 Metern

Durchmesser und wohl 2–3 Metern Höhe bestattet, ein typisches Merkmal dieser Separatfriedhöfe. Mit Kreisgräben eingefasst, boten diese Grabmäler den ranghöchsten Mitgliedern der hier bestatteten Familien die letzte Ruhe. Die Toten waren häufig – wie in dieser Zeit üblich – mit reichen

Die aktuelle Grabung (rot) liegt inmitten des frühmittelalterlichen Gräberfelds, dessen Bestattungen orange eingezeichnet sind.



Eines der kostbarsten
Objekte der archäo-
logischen Sammlung:
die 1991 im Steinacker
entdeckte goldene
Filigranscheibenfibel.

Beigaben wie Waffen und Schmuck bestattet worden. Aus der Grabungskampagne von 1991 stammt gar eines der kostbarsten Objekte der Archäologie Baselland: eine reich verzierte goldene Filigranscheibenfibel, die zum Schliessen eines Mantels gedient hatte.



Die Notgrabung am Grienweg fand im Vorfeld der Neuüberbauung einer Parzelle statt, die nordöstlich direkt an den am dichtesten belegten Teil des Gräberfelds anschloss, gut dreissig Meter vom bisher bekannten Separatfriedhof entfernt. Die Bauherrschaft war unmittelbar nach der Publikation des Baugesuchs auf diesen Umstand hingewiesen worden und nahm die Ausgrabung von Beginn weg in ihren Zeitplan auf. Dieses Vorgehen bewährte sich einmal mehr, denn so war die archäologische Untersuchung für alle Beteiligten besser planbar.

Nach dem Abbruch des bestehenden Einfamilienhauses begann das Grabungsteam im August die rund dreiwöchige Ausgrabung im Bereich der späteren Baugrube. Die ersten menschlichen Knochenreste fanden sich jedoch nicht in einem Grab, sondern als Streufunde in der Hinterfüllung der



Baugrube des abgerissenen Gebäudes. Offenbar waren beim Aushub des Kellers in den 1950er-Jahren Gräber zerstört worden.

Im Laufe der Untersuchung wurden im Süden und Westen der Parzelle vier Bestattungen entdeckt. Alle waren West-Ost orientiert, jedoch mit leicht abweichenden Ausrichtungen. Zwei nebeneinanderliegende waren als Hügelgräber ausgebildet. Die zugehörigen Kreisgräben, die die Hügel einfasssten, gingen im Kontaktbereich ineinander über – ein Indiz, dass man die beiden Gräber womöglich gleichzeitig angelegt hatte. Die Aufschüttungen waren schon seit langer Zeit erodiert, doch die ehemals offenstehenden Gräben zeichneten sich deutlich im hellen Birsschotter ab.

Die Entdeckung war von gemischten Gefühlen begleitet: Einerseits herrschte die Vorfreude, das Grab einer offenbar bedeutenden Persönlichkeit freilegen zu können, andererseits die Befürchtung, die Bestattung könnte bereits geplündert und somit zerstört sein. Hügelgräber waren sehr auffällig in der flachen Landschaft und somit ein leichtes Ziel für Grabräuber.

Die zentral gelegene, relativ schmale Holzkammer in Hügelgrab I zeichnete sich nur noch schwach

als langgezogener dunkler Streifen nördlich des Skeletts ab. Die Freilegung bestätigte die Befürchtung: Die Knochen des Schädels, des Oberkörpers und des Beckens lagen verstreut in der oberen, westlichen Hälfte. Lediglich die Beinknochen und wenige Armknochen befanden sich noch *in situ*.

Grab 1: Erhalten waren nur die Beinknochen sowie wenige Reste des linken Unterarms. Unten das Kurzschwert und Teile des Gürtels.



Grab 2: Auffällig sind die gut erhaltenen Reste des Holzeinbaus. Wenige Reste des Deckels liegen über dem Skelett.

Glücklicherweise liessen die Grabräuber den unteren Teil des Skeletts unangetastet, mitsamt einem Kurzschwert (Sax), das neben dem linken Bein lag. Das präzise und zielgerichtete Vorgehen der Plünderer lässt darauf schliessen, dass diese genau wussten, was wo zu finden war. Die Beraubung dürfte somit nur kurze Zeit nach der Bestattung

stattgefunden haben. Worauf hatten es die Freyler abgesehen? Wir werden es nicht mehr erfahren, zumal der kostbare Gürtel und ein Teil des Kurzschwerts im Grab zurückgeblieben sind.

Der Tote, ein knapp 1,7 Meter grosser Mann, lag auf dem Rücken. Er hatte schon viele Zähne verloren, litt an Arthrose und dürfte mit 50/60 Jahren verstorben sein.

In Grab 2 haben sich die Reste eines bodenlosen, aber gedeckten Holzeinbaus erstaunlich gut erhalten. Die Lage des Skeletts ist aussergewöhnlich: Die Tote, eine etwa 25–35-jährige, 1,6 Meter grosse Frau, wurde auf dem Rücken in die hölzerne Einfassung gelegt, allerdings zu weit oben und zu weit rechts, so dass der linke Unterarm relativ weit vom Körper entfernt zu liegen kam. Der rechte Unterarm hingegen befand sich eingengt zwischen Körper und Holzwand. Am linken Mittelfinger trug die Verstorbene zwei Ringe aus Buntmetall. Zu ihrer Ausstattung gehörten zudem eine eiserne Gürtelschnalle, zwei grosse Ohrringe



aus Buntmetall sowie eine Halskette aus Glas- und einigen Bernsteinperlen.

In Grab 3, beim Baggerabtrag teilweise zerstört, fanden sich keine Hinweise auf einen Holzeinbau. Das hier beigesetzte, etwa 10–14-jährige Kind wurde auf dem Rücken in eine Art Kuhle gelegt, mit dem Becken am tiefsten Punkt der Eintiefung. Der linke Arm war angewinkelt, so dass die linke Hand auf der Schulter lag. Interessant ist die Lage des rechten Beins: Die Position der Fussknochen deutet darauf hin, dass der Fuss zum Zeitpunkt der Bestattung auf der Fussohle stand und das Bein gebeugt und wohl aufgestellt war. Diese auffällige Position ist möglicherweise auf ein körperliches Gebrechen zurückzuführen. Nach einem grossen Ohrring aus Buntmetall sowie den Glas- und Bernsteinperlen einer Halskette zu schliessen handelte es sich um ein Mädchen. Im Beckenbereich lag eine eiserne Gürtelschnalle mit tauschiertem rechteckigem Beschlag.

Grab 4 bezeichnet die zweite Hügelbestattung. Im Gegensatz zu Grab 1 ist hier der Kreisgraben im

Osten auf einer Länge von rund 1,8 Metern unterbrochen. Es ist anzunehmen, dass in diesem Bereich ein Zugang zum Hügel lag. Im Zentrum der Anlage befand sich eine einzelne, im Vergleich zu Grab 1 deutlich breitere Grabkammer. Die Bestattung war ungestört. Der Tote, ein 35–50-jähriger, etwa 1,71 Meter grosser Mann, wurde auf dem

Das Skelett von Grab 3 in merkwürdig verkrümmter Lage: Es ist teilweise durch den Baggerabtrag gestört, Schädel und rechter Oberarm fehlen.



**Grab 4: ungestörtes
Hügelgrab. Der Sax
und Teile des Gürtels
liegen seitlich des rech-
ten Oberschenkels.**

Rücken bestattet, mit seitlich gestreckten Armen, die rechte Hand auf dem Kurzschwert, das sich neben dem Oberschenkel befand. Dort lagen zudem die mit Silber und Messing tauschierten Beschläge einer eisernen Gürtelgarnitur, die man mit kunstvoll verzierten Ösenbeschlägen aus Buntmetall ergänzt hatte. Schon von blossem Auge waren an-

korrodierte Textilreste sichtbar – man durfte gespannt sein auf die Freilegung im Konservierungslabor (vgl. Seite 100 ff.)!

Die neuen Grabfunde am Grienweg führen zur Erkenntnis, dass in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts offenbar auch rund 30 Meter nördlich des Separatfriedhofs einzelne wohlhabende Personen unter Grabhügeln bestattet wurden. Die Untersuchung zeigte eindrücklich, dass durch das verdichtete Bauen in vermeintlich schon komplett überbauten Quartieren auch weiterhin mit bedeutenden Funden zu rechnen ist. Die Verdichtung fordert die Archäologie somit nicht nur in den Ortskernen, wo Bodeneingriffe und die Veränderung oder Zerstörung der historischen Bausubstanz archäologische Untersuchungen nötig machen, sondern auch in jungen Quartieren ausserhalb des Zentrums (vgl. Seite 60 ff.).

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg,
mit Dank an Viera Trancik, IAG, für die anthropologischen Erstbestimmungen
August bis September 2024





Abtransport einer Blockbergung. Die Kurzscherwerter aus den Gräbern 1 und 4 wurden vor Ort eingegipst und mitsamt anhaftendem Erdreich sowie Holz-, Leder- und Textilresten ins Konservierungslabor gebracht (links).

Eindrückliche Quartiersentwicklung anhand einer Luftbildserie. Innert knapp fünfzig Jahren wurde das Areal praktisch komplett überbaut. Quelle: Swisstopo (rechts).



Blauen, Dorfstrasse,
Arbeiten unter widrigen
Umständen im Nordteil
der Ausgrabung.

Blauen, Dorfstrasse: viel Schlacke, aber kein Ofen

Ein Bauprojekt unmittelbar östlich der Dorfkirche von Blauen rief im Herbst 2022 die Archäologie Baselland auf den Plan: Die zentrale Lage im Ortskern sowie die Grösse des Vorhabens – ein Mehrfamilienhaus mit Einstellhalle und ein Doppel-einfamilienhaus – liessen archäologische Befunde erwarten, worüber die Bauherrschaft direkt nach der Publikation ihres Baugesuchs in Kenntnis gesetzt wurde.

Archäologisch gesehen war die Gemeinde bislang fast ein weisser Fleck auf der Landkarte. Die einzige grössere Ausgrabung fand 1926 statt, als nordöstlich des Dorfes römische Mauern entdeckt worden waren. Aus der spärlichen Dokumentation geht hervor, dass es sich um Fundamentreste von gut 22 Metern Länge und unbekannter Breite gehandelt hatte. Viel Ziegelschutt liess auf ein gedecktes Gebäude schliessen, das vielleicht als Pferdewechselstation oder Herberge am Übergang vom Laufental via Blattenpass ins Birseck zu interpretieren ist. Dieser Verkehrsweg war bis weit in die Neuzeit wichtig, denn im Talgrund entlang der Birs verhinderten felsige Abbrüche im Chessiloch

bei Grellingen ein Durchkommen. Als diese Engnis im 18. Jahrhundert passierbar gemacht wurde, verlor der Pass im Laufe der Zeit allmählich an Bedeutung (vgl. Jahresbericht 2018, S. 55 ff.).

Im Umkreis der Blauner Kirche St. Martin liegen bislang keine bodenarchäologischen Aufschlüsse

Die Lage der Ausgrabung im Dorfkern von Blauen.



**Erster Hinweis: Simone
Kiefer entdeckt kurz
nach Beginn des Aus-
hubs dunkle, schlacke-
haltige Schichten. Blick
nach Nordwesten.**

vor. Die Kirche wird 1379 das erste Mal erwähnt. Aufgrund des Patroziniums von Martin von Tours ist denkbar, dass die Ursprünge der Kirche ins frühe Mittelalter zurückgehen. Der bestehende Bau datiert jedoch ins 15. Jahrhundert. 1985 nahm der Archäologische Dienst des Kantons Bern während

Renovierungsarbeiten eine kurze baugeschichtliche Untersuchung vor.

Bereits in den ersten Tagen des Aushubs kamen archäologische Strukturen und Funde zum Vorschein. In Absprache mit der Bauleitung wurde die Notgrabung unverzüglich begonnen, um diese wichtigen Zeugen der Vergangenheit vor ihrer Zerstörung zu sichern und zu dokumentieren. Der Feldeinsatz fand in zwei Etappen statt: Der erste dauerte von März bis Mai, der kürzere zweite Anfang Oktober.

Am besten erhalten waren die Befunde im Süden und im Norden des Bauperimeters. Im Ostteil des Areals, gegen die Dorfstrasse hin, hatten frühere Bodeneingriffe wie der Bau und der noch nicht lange zurückliegende Abbruch der Häuser Dorfstrasse 17a und Im Grund 1 die möglicherweise vorhandenen archäologischen Strukturen bereits zerstört. Unter der nicht unterkellerten, ebenfalls schon abgerissenen Scheune Im Grund 3 hingegen waren die Spuren der Vergangenheit gut



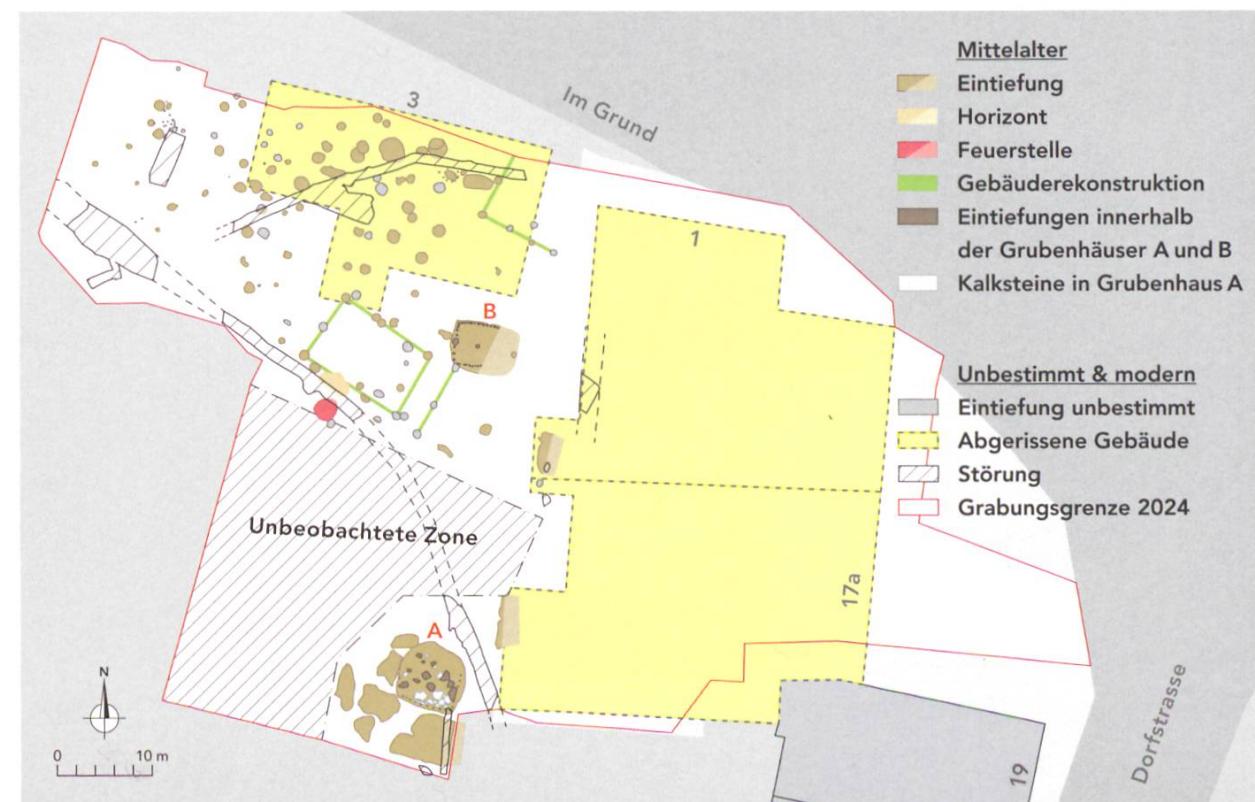
erhalten. Die zweite Etappe ganz im Nordwesten des Bauprojekts zeigte zudem, dass die Dichte der Befunde hangaufwärts, nach Westen, abnahm. Dies ist nicht erstaunlich, denn dort wird das Gelände zunehmend steiler.

Das Grabungsteam dokumentierte Dutzende von Pfostengruben sowie eine Feuer- oder Herdstelle. In der Aufsicht rundliche Verfärbungen aus dunklem, lehmigem Material sind das charakteristische Bild, das Holzpfosten im Boden hinterlassen, nachdem sie später wieder entfernt worden oder im Boden verrottet sind. Sie stammen in der Regel von Holzgebäuden oder von Zäunen, wobei sich nur bei guten Erhaltungsbedingungen klare Grundrisse ablesen lassen.

Im Gesamtplan der Ausgrabung sind derartige Grundrisse ebenerdiger Bauten ansatzweise erkennbar. Die Pfostenstellungen datieren vom Mittelalter bis in die Neuzeit, vereinzelt stammen vielleicht sogar aus der späten Eisenzeit. Nebst diesen Befunden zeichneten sich im Süden der

Grabung im hellen Boden mehrere grössere, unregelmäßige Eintiefungen ab. Sie werden als Lehmentnahmegruben interpretiert. Lehm war ein beliebtes Baumaterial, sowohl für Ausfachungen von Fachwerkbauten als auch im Herd- und Ofenbau, etwa bei Rennöfen (s. unten).

Übersicht über die Befunde der Ausgrabung mit den Grubenhäusern A und B.



Das freigelegte
Grubenhaus A. Die
dunklen Flecken am
Rand des Bodens sind
Reste der Staketen-
Auskleidung.

Darüber hinaus wurden zwei so genannte Grubenhäuser ausgegraben. Das sind freistehende kleine Halbkeller des frühen und hohen Mittelalters, die als Webräume oder zur Vorratshaltung dienten. Nach Ende der Nutzungszeit wurden die Gruben mit Siedlungsabfällen und Erdreich verfüllt.

Hinterlassenschaften des Webens fanden sich beim Ausgraben in Form von Tongewichten, die zum Spannen der Kettfäden am vertikalen Webstuhl gedient hatten.

Das Grubenhaus A im Süden der Ausgrabung war komplett erhalten. Grubenhaus B weiter nördlich war bereits früher durch Bodeneingriffe teilweise zerstört worden. Die Konstruktionsweise war bei beiden Befunden identisch: Größere Pfostenstellungen stützten die Dachkonstruktion ab. An den Grubenrändern fanden sich Dutzende kleine, runde Eintiefungen, so genannte Staketenlöcher. Sie stammen von im Boden verankerten Stecken, die mit Ruten zu einem korbstartigen Geflecht verbunden waren. Dieses stützte die Wandung des lehmigen Erdkellers und verhinderte das Nachrutschen von Sediment. In Grubenhaus A lagen zudem größere, plattierte Kalksteine auf dem Boden, die sich in der südöstlichen, am tiefsten liegenden Ecke konzentrierten. Die Vermutung liegt nahe, dass sie dorthin gelegt worden waren, um eine



unebene Sohle auszugleichen. Die Steine könnten zum Beispiel als Unterlage eines Bretterbodens gedient haben. Diese Annahme wird durch das Fehlen eines Trampelhorizonts bestärkt.

Nach einer ersten Durchsicht der Gefässkeramik lassen sich die beiden Grubenhäuser ins 11. Jahrhundert datieren. Sie sind also knapp 1000 Jahre alt und stammen aus einer Zeit, die deutlich vor der ersten urkundlichen Erwähnung des Dorfes im Jahr 1147 liegt. Einzelne Keramikscherben aus der späten Eisenzeit (1. Jahrhundert v. Chr.) weisen sogar auf eine noch frühere Besiedlung hin.

Die mit Abstand häufigste Fundkategorie war Schlacke. Dieses Abfallprodukt der Eisengewinnung und -verarbeitung verteilte sich über das gesamte Grabungsareal, von den Planien direkt unter der Humusschicht bis in den Verfüllungen der Pfostengruben und der beiden Grubenhäuser. Die Schlacke entstand beim Verhüttten von Eisenerz, das in der Gegend in Form von Bohnerz ansteht. Ihr vergleichsweise hoher Eisengehalt lässt auf eine

eher bescheidene Ausbeute schliessen, wie sie für Rennöfen charakteristisch ist.

Diese einfachen Verhüttungsanlagen bestanden aus einem Schlot aus Lehm, der von oben lageweise mit Holzkohle und Eisenerz gefüllt wurde.

Im Norden, unter der abgerissenen Scheune, lagen Pfostenstellungen und Abfallgruben unterschiedlicher Zeitstellung dicht beieinander.



Beispiele von Verhüttungsschlacken.
Länge der vordersten Schlacke: zehn Zentimeter.



Häufig wurden sie mit einem seitlich angebrachten Blasebalg betrieben, um eine höhere Innen temperatur zu erreichen. Das Fragment einer Ton düse zeigt, dass dies auch in Blauen der Fall war. Im Ofeninnern bildete sich ein ‹Eisenschwamm› zusammen mit der Schlacke, die durch Öffnungen

am unteren Ende des Ofens zum Abfliessen gebracht wurde („Fliessschlacke“). Am Ende des Vorgangs wurde der Ofen abgebaut, der „Schwamm“ entnommen und auf einem Amboss mit Schmiedehämmern zu einem Eisenklumpen verdichtet.

Rennöfen wurden auf der Ausgrabung keine gefunden. Die ausgedehnten Schlackenhalden zeigen aber, dass diese ganz in der Nähe zu suchen sind – vielleicht weiter oben am Hang zur jetzigen Kirche hin und somit etwas außerhalb der Siedlung, wo der Rauch der Öfen weniger störte. Nebst dem nahen und durch die Lage oberhalb des Dorfs leicht verfügbaren Bohnerz war möglicherweise ein weiterer Faktor für die Wahl des Standorts der Öfen relevant: Wasser, das zum Waschen des Bohnerzes gebraucht wurde. Heute gibt es eine gefasste Quelle direkt nördlich der Bauparzelle und einen Quellaustritt auf dem Areal selbst. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass hier auch im Mittelalter Wasser zur Verfügung stand.

Eisenerzverhüttung ist in Blauen auch aus jüngerer Zeit bekannt, wie Alban Gerster in der lokalen Heimatkunde von 1981 berichtet: Das Bohnerz wurde oberhalb des Dorfes in der Flur ‹Erzboden› abgebaut und im ehemals offen fliessenden Dorfbach gewaschen. Danach wurde es direkt im Dorf verhüttet. So befanden sich im Jahr 1929/1930 im Erdgeschoss eines Hauses am Kohlberg noch die Reste eines Rennofens. Die Holzkohle, die für die Verhüttung gebraucht wurde, stammte von der ‹Kohlrütti› südöstlich des Dorfes.

Die Ausgrabung erbrachte den erstmaligen Nachweis einer mittelalterlichen Siedlung im Zentrum von Blauen. Es könnte sich um eine Handwerkersiedlung gehandelt haben, in der die Eisenverhüttung zentral war. Die Grösse der Siedlung und deren Ausdehnung um den Sporn der Kirche Sankt Martin herum sind zurzeit noch unklar. Das Dorf dürfte sich vor allem gegen Süden erstreckt haben. Solange keine weiteren Bauprojekte neue Notgra-

bungen nötig machen, werden diese Zeugen des hochmittelalterlichen Blauens weiter im Boden schlummern.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
März bis Mai und Oktober 2024

Schwierige Bedingungen mit Schneeregen im Aprilwetter:
Die Ausgrabung mit dem Grubenhaus A unter dem Zelt links.





Diegten, Dürmetweg.
Die Grabung fand wäh-
rend den laufenden
Aushubarbeiten statt.
Blick gegen Norden.

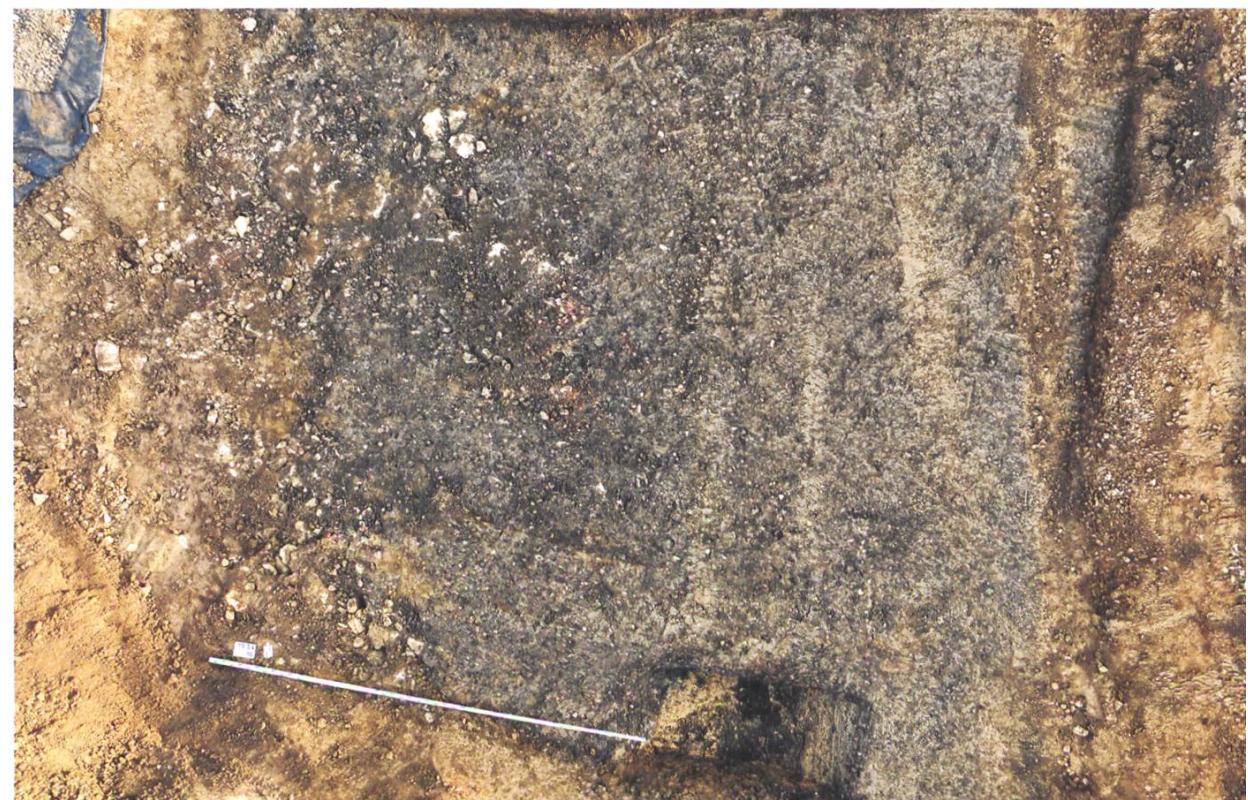
Diegten, Dürmetweg: Auf der Spur von Tülliken?

Im Februar 2024 kam bei den ersten Aushubarbeiten für ein grosses Gewerbegebäude eine dunkle Erdschicht mit verbrannten Kalkbruchsteinen, Holzkohlefragmenten sowie vereinzelter dunkler Gefässkeramik ans Licht. Die Bauparzelle liegt am unteren Dorfausgang von Diegten, rund 400 Meter nördlich der Kirche St. Peter, abseits der bekannten Niederdiegter Fundstellen. Nebst der Kirche wären dies die beiden frühmittelalterlichen Grabfunde in den Fluren Buechholz und Hammerstatt sowie römische Oberflächenfunde in der Grossmatt, hinter dem Restaurant Weinburg.

Nach Absprache mit der Bauherrschaft wurde der Baugrubenaushub im betroffenen Bereich vorgezogen und die Fundsicht flächig freigelegt. Danach zeigte sich eine ausgedehnte Zone, die zwei deutlich unterscheidbare Bereiche aufwies: Im Westen befand sich ein dunkleres Sediment, das auch grössere Kalkbruchsteine aufwies. Im Osten schloss ein homogener Bereich aus feinem Lehm mit eingelagerten mittelalterlichen Gefässkeramikfragmenten an.

Im hellen Lehm waren einige Gruben sichtbar, die sich anhand der darin geborgenen Keramik mehrheitlich ins 12./13. Jahrhundert datieren lassen. Nun war definitiv klar: Diegten hat eine neue mittelalterliche Fundstelle! Die dunkle Struktur mit den Steinen wurde mit dem Bagger der Archäologie Baselland präzise abgetragen. Darin

Bereits im ersten Feld ist die Zweiteilung gut sichtbar: Im Westen (links) eine dunkle Zone mit grossen Steinen, im Osten (rechts) ein heller Lehm.



**Südende der Grabung:
Die rinnenartige Struktur ist deutlich sichtbar.
Im Osten liegen die
Befunde auf einer
leichten Erhebung.
Blick gegen Norden.**

lagen weitere mittelalterliche Keramikfragmente. Nach dem Abtrag der Fundschicht zeigte sich eine rinnenartige Struktur mit einer ausgeprägten Böschung am Ostrand.

Nach und nach öffnete der Bagger der Aushubfirma weitere Bereiche südlich der ersten Fundstelle

und stiess dabei in den obersten Schichten auch auf die Spuren des grossen Installationsplatzes des Autobahnbau Anfang der 1970er-Jahre. Nachdem das Grabungsteam die Oberfläche gereinigt hatte, zeigte sich immer wieder dasselbe Bild: Im Westen lag die dunkle, rinnenartige Struktur; östlich davon, leicht erhöht, befanden sich die eingetieften Befunde, meist kleine Gruben oder Pfostengruben. Aus letzteren liessen sich – auch aufgrund der begrenzten Grabungsfläche – weder Grundrisse von Gebäuden noch der Verlauf eines Zauns, beispielsweise eines Dorfetters, nachweisen. In den kleinen Gruben lag häufig typischer Siedlungsabfall wie Keramikfragmente oder Tierknochen. Ganz im Süden der Grabung wurde eine Befestigung der Böschung gegen die Rinne hin beobachtet.

Der Bereich westlich der Rinne blieb befund leer. Es scheint sich hier um ein ehemals feuchtes Gebiet gehandelt zu haben, das zeitweise durch den Diegterbach, der just in diesem Bereich die Talseite von Ost nach West wechselt, überschwemmt wurde. Der grossflächige Baugrubenaushub nach Grabungsende zeigte denn auch nebst ausgedehnten



Ablagerungen aus Schwemmlehm und Schottern ohne jegliche Kulturzeiger eine muldenförmige Schicht aus dunklem, ehemals organischem Sediment direkt westlich der flächig gegrabenen Zone. Die teilweise mit Steinen befestigte Rinne grenzte somit den besiedelten Bereich vom Feuchtgebiet ab.

Die Inventarisierung der Keramik durch Christine Gugel bestätigte den ersten Eindruck im Feld. Die Mehrzahl der Scherben datiert ins Hoch- und Spätmittelalter, ins 12.–14. Jahrhundert. Es gibt aber auch einige frühmittelalterliche Stücke sowie – eine weitere Überraschung – einige Keramikfragmente der jungsteinzeitlichen Horgener Kultur. Sie gelangten wohl durch Bodenumlagerungen in mittelalterlicher Zeit an diesen Ort. Woher sie ursprünglich stammten, ist unklar. Auf jeden Fall ist es der erste Nachweis dieser prähistorischen Epoche in Diegten.

Wie lässt sich der Siedlungsbefund historisch einordnen? Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Aufsatz des Lokalhistorikers Peter Stöcklin in den Baselbieter Heimatblättern von 1993, in der er

die mittelalterliche Wüstung ‹Tülliken› beschreibt. Aufgrund des bis ins 18. Jahrhundert gebräuchlichen Flurnamens ‹hinter Tülliken› lokalisiert er die abgegangene Siedlung mit frühmittelalterlichem Namen genau im Bereich der aktuellen Fundstelle. ‹Tulligkon› wird das erste Mal in einer Urkunde von 1385 genannt und bestand sicher bis

**Überraschender
Beifang:** Keramik-
fragment aus der
jungsteinzeitlichen
Horgener Kultur
(3400–2800 v.Chr.).



Die eingetieften Be-
funde – hier eine kleine
Grube – zeichneten sich
im hellbraunen Lehm
nur undeutlich ab.

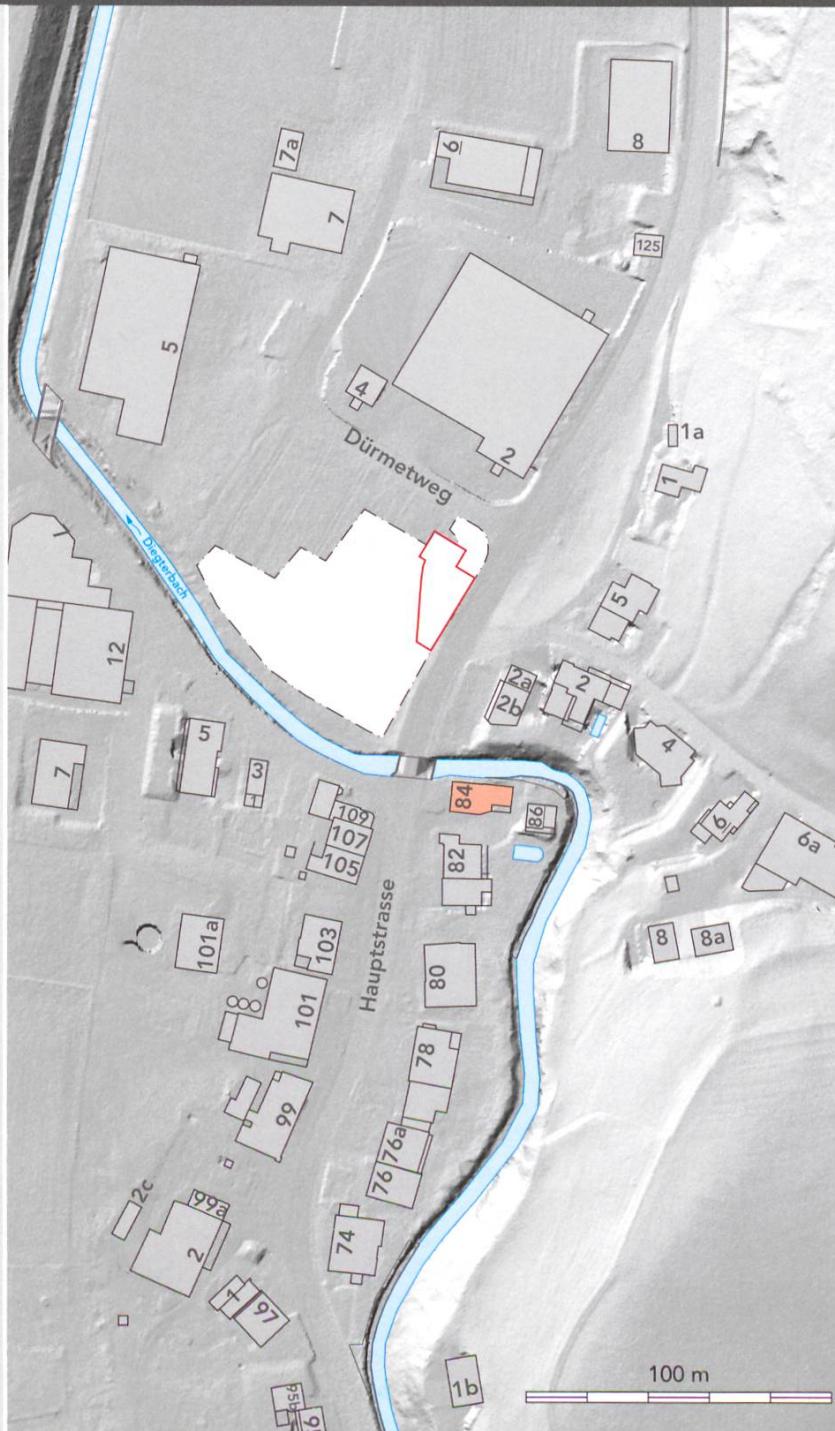
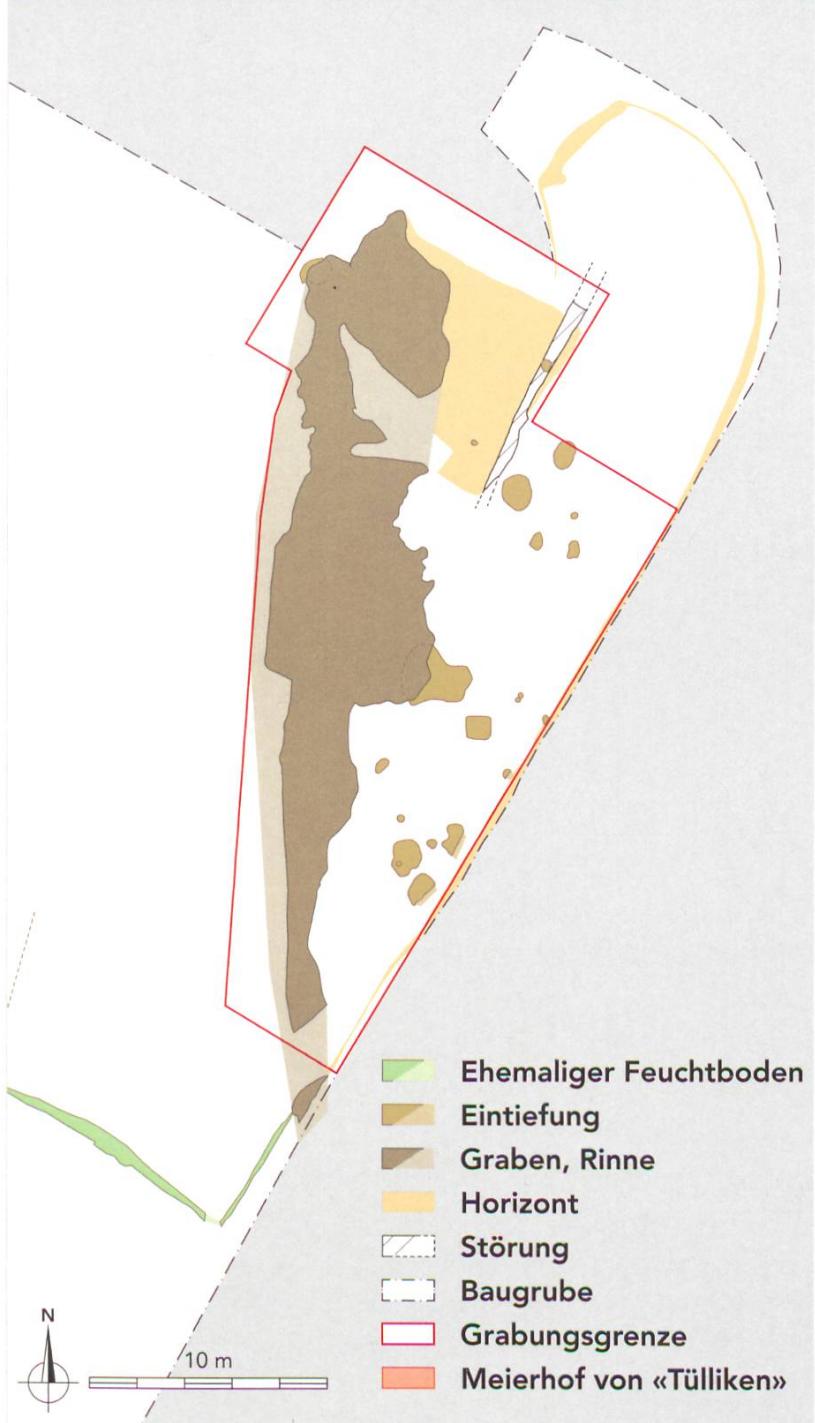
1450, als die Siedlung ein weiteres Mal schriftlich erwähnt wurde. Möglicherweise wurde ‹Tülliken› im Jahr 1465 zusammen mit der nahen Burg Eschenz und der Kirche Sankt Peter von den Solothurnern niedergebrannt und dann nicht wieder aufgebaut, oder es ist im heutigen Niederriegten

aufgegangen. Das nördlichste Haus von Niederriegten an der Hauptstrasse 84, genannt ‹Haus zu Tülliken›, könnte ursprünglich der Meierhof des Dorfes gewesen sein. Die Bauuntersuchung von 2011 zeigte, dass das Haus älter ist als die am Giebelfenster angeschlagene Jahreszahl 1563 (Jahresbericht 2011, S. 58 ff.).

Es ist anzunehmen, dass sich die mittelalterlichen Siedlungsbefunde weiter gegen Osten unter die Kantonsstrasse bis hin zum östlichen Hangfuß ausdehnen. Die Chance, mehr über diese spannende Wüstung zu erfahren, besteht durchaus.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Februar bis März 2024





Übersichtplan der Grabung (links).

Die Baugrube (weiss) und die Lage der Grabung (rot eingefasst) im Bezug zum Ortsteil Unterdiegten und dem möglichen Meierhof von «Tülliken» an der Hauptstrasse 84 (rechts).

Muttenz, Engentalstrasse. Ausschnitt aus einer Skizze von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1678: Das Engental befindet sich links oberhalb von Muttenz (Bildmitte), unter den Rebhängen des Wartenbergs. An seinem oberen, südlichen Ende liegen die Ruinen des Klosters (Pfeil), von dem das <Bronwassen> in Richtung Dorf fliesst. Blick gegen Süden.



Muttenz, Engentalstrasse: Teuchelfund beim ehemaligen Kloster

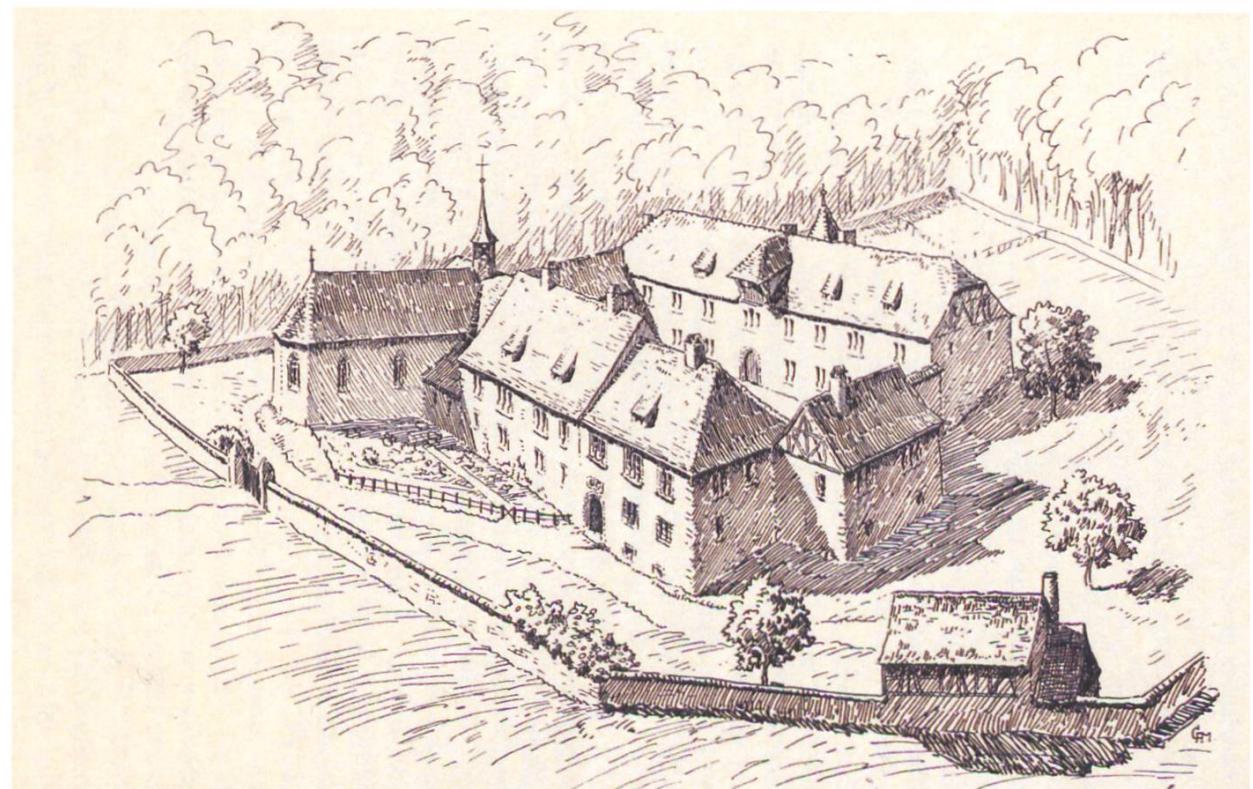
Das kleine Zisterzienserinnenkloster im abgeschiedenen Engental südlich von Muttenz wurde wahrscheinlich im 13. Jahrhundert gegründet. 1525, während des durch das Gedankengut der Reformation angetriebenen Bauernkrieges, plünderten Aufständische das Kloster. Die Nonnen flohen nach Dittingen ins «Klösterli». Nach diesen Ereignissen begann sich die Gemeinschaft aufzulösen. 1534 wurde das Kloster endgültig verlassen, die Gebäude überliess man dem Zerfall.

Knapp 150 Jahre später, im Jahr 1678, verzeichnete der Basler Vermesser Georg Friedrich Meyer nur noch Mauerreste. Sieben Jahrzehnte später, um das Jahr 1748, schrieb der Basler Historiker Daniel Bruckner in seinem «Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel»: «[...] Von diesem Klösterlein sihet man ausser denen Vertief- und Erhöhungen des zerfallenen Gemäuers, welches mit Grase und Gestäude überwachsen, gar nichts mehr übrig.»

Knapp 200 Jahre später, 1933 und 1938, wurden die Reste des Klosters vom Muttenzer Bauunterneh-

mer und Lokalhistoriker Jakob Eglin oberflächlich und mit bescheidenen Mitteln freigelegt. Die ältesten dabei aufgelesenen Keramikfunde datieren ins 13. Jahrhundert. Sie stützen somit die Hypothese einer Gründung des Klosters bereits in der Zeit der Grafen von Froburg. Von Eglins Untersuchungen

Rekonstruktionsversuch des Klosters von C. A. Müller im Grabungsbericht von Jakob Eglin, 1938. Blick gegen Süden.



Das Kloster lag rechts der Engentalstrasse.

Links, immer noch innerhalb der Klostermauern, ist die aktuelle Fundstelle zu sehen.

existieren detaillierte Pläne der Mauerreste sowie ein ausführlicher Grabungsbericht, doch leider kein einziges Foto. Der Fundort ist heute durch eine Bauschuttdeponie der 1960er-Jahre überdeckt. Nur eine Gedenktafel erinnert noch an das ehemalige Kloster.

Im September des Berichtsjahrs liess die Gemeinde Muttenz im Perimeter des ehemaligen Klosters Erdreich für einen neuen Weiher ausheben. Nach kurzer Zeit stiess der Bagger auf Holzreste und grössere Kalkbruchsteine, worauf der Maschinist die Arbeiten sofort abbrach und Meldung erstattete. Dieser Umsichtigkeit ist es zu verdanken, dass keine archäologischen Strukturen zerstört wurden.

Die darauffolgende Untersuchung der Archäologie Baselland ergab, dass es sich bei den Hölzern um Teuchelreste handelte, also um eine Wasserleitung aus längs durchbohrten Baumstämmen. Die Rohrstücke waren teilweise mit Kalkbruchsteinen unterlegt, um sie zu stabilisieren. Nach der Einmessung der Fundstelle wurde der Plan mit den bestehenden Erhebungen von Jakob Eglin überlagert. Es zeigte sich, dass ziemlich genau am aktuellen Fundort die – gemäss Eglins Eintrag – im



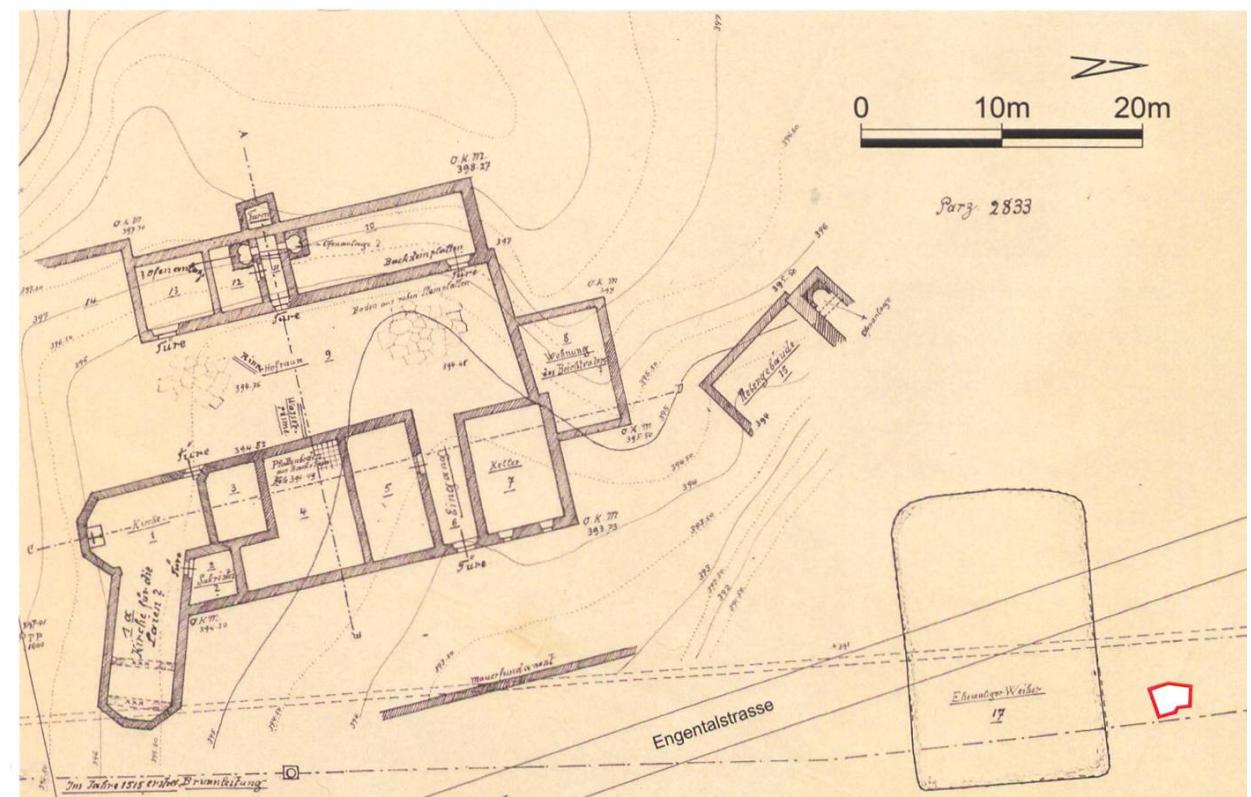
Jahr 1515 erstellte Brunnleitung nach Muttenz vorbeiführte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hatte der Bagger also Teile der alten Leitung ans Tageslicht befördert, die das Dorf mit Quellwasser versorgte. Der Versuch, den Teuchel dendrochronologisch zu datieren und so die Jahreszahl 1515 zu bestätigen, scheiterte, da zu wenige Jahrringe vorhanden waren.

Gemäss der Muttenzer Heimatkunde wurden die Teuchel im Jahr 1872 durch gusseiserne Röhren ersetzt. Die heutige Quellwasserleitung führt rund 13 Meter östlich der Fundstelle nach Norden in Richtung der Sammelbrunnstube Engleton. Nach Absprache mit der Archäologie Basel-Land verzichtete die Gemeinde Muttenz auf die Anlage des Weiher, um die archäologischen Strukturen im Boden zu schützen und zu bewahren. Die Fundstelle wurde wieder zugeschüttet.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg,
mit Dank an Philippe Grimm vom Amt für Geo-
information für die GPS-Einmessung der Fund-
stelle

September 2024

Grabungsplan von Jakob Eglin mit Eintragung der aktuellen Fundstelle und Verlauf der 1515 erstellten Brunnwasserleitung.



Ettingen, Hauptstrasse,
Katasterplan von 1828.
Hervorgehoben sind
die Obere Mühle im
Norden (rot) sowie das
Badhotel im Westen
(grün). Mit einem Pfeil
ist der Mühlkanal mar-
kiert. Blau eingezeich-
net ist die Lage des
Leitungsgrabens.



Ettingen, Hauptstrasse: ein Mühlkanal und weitere Wasserbauten

Anfang Februar des Berichtsjahrs wurde am Süden der Hauptstrasse von Ettingen ein neuer Kanalisationsanschluss erstellt. Dabei kamen auf engstem Raum mehrere historische Wasserbauten zum Vorschein.

Zuerst wurde ein Mauerstück mit anstossender Pflasterung aus Kalksteinen angeschnitten. Letztere war gegen Norden durch eine Holzschwelle begrenzt, wohl eine zweitverwendete Eisenbahnschwelle, die man hier als Stufe im Bachbett eingesetzt hatte. Die Mauer war demnach Teil der westlichen Kanalwand des bis in die 1970er-Jahre teilweise offen nordwärts fliessenden Dorfbachs. Heute verläuft der Bach in einer Röhre unter der Hauptstrasse.

Nach der Dokumentation des Befunds riss der Bagger des Baugeschäfts die Mauerreste und die Pflasterung heraus. Rund 30 Zentimeter tiefer kam ein Teuchelabschnitt zum Vorschein, der geborgen werden konnte. Eine dendrochronologische Datierung scheiterte leider an der zu geringen Zahl erhaltener Jahrringe. Am westlichen

Ende des offenen Leitungsgrabens war eine weitere, nur schlecht erhaltene, Nord-Süd verlaufende Teuchelleitung sichtbar.

Teuchelrohre in Form längs durchbohrter Holzstämmen waren bis ins 19. Jahrhundert üblich,

Im westlichen Bereich des Leitungsgrabens kam die Kanalwand des ehemals offen fliessenden Dorfbachs zum Vorschein.



Vorne im Leitungsgraben die westliche Wange des Mühlkanals.
Im Hintergrund das umgebaute Gebäude des ehemaligen Badhotels.
Blick nach Südwesten.

um Sauberwasser zu transportieren. Erst mit der Einführung industriell gefertigter Druckwasserleitungen kamen sie aus der Mode. In Ettingen geschah dies ab 1882, nachdem die Gemeindeversammlung aufgrund des stetigen Wasserverlusts beschlossen hatte, die Holzleitungen durch solche aus Eisen zu ersetzen. Knapp zehn Jahre später

entschied sich die Gemeinde für die Einführung einer zentralen Wasserversorgung. Das erste Leitungsnetz wurde schliesslich 1893 gebaut.

Im östlichen Bereich des neuen Leitungsgrabens wurde die westliche Wange des ehemaligen Mühlkanals der Oberen Mühle angeschnitten. Diese be-



fand sich beim heutigen Gebäude Hauptstrasse 73, direkt nördlich der Bauparzelle. Die Mahlmühle wurde 1854 zu einer Seidenspinnerei umgebaut.

Die vielen Wasserbauten auf engem Raum sind an diesem Ort nicht überraschend. Am Ausgang des Büttendenlochs befinden sich mehrere Quellen: typische Karstquellen, in denen das Oberflächenwasser wieder austritt, das im oberhalb gelegenen, zerklüfteten Gestein rasch versickert und sich unterirdisch ansammelt. Die Quellen wurden bis weit ins 20. Jahrhundert für die Trinkwasserversorgung von Ettingen genutzt. Mehr noch: Dem Wasser aus dem Büttendenloch wurden schon seit langer Zeit Heilkräfte zugesprochen. Mit dem Badhotel Ettingen stand seit 1825 ein imposantes Gebäude direkt bei den Quellen. Es wurde 1998 fast vollständig abgerissen. An seiner Stelle steht heute ein Mehrfamilienhaus.

Trotz ihrer bescheidenen Ausdehnung leistet die Grabung ihren Beitrag zur Ettinger Wassergeschichte und förderte mit dem Mühlkanal einen

der letzten Reste der verschwundenen und wenig bekannten Oberen Mühle ans Tageslicht.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Februar 2024

[Einmessung der Befunde mit dem Laserscanner.](#)



Liestal, Rathausstrasse 52. Die stark russgeschwärzte Decke im ersten Obergeschoss datiert 1398 und verweist auf ein hier am offenen Feuer ausgeübtes Gewerbe.



Liestal, Rathausstrasse 52: sieben Jahrhunderte Bauen im Bestand

Die Möglichkeit, ein Umbauprojekt im Stedtli von Liestal zu begleiten und ein Gebäude an der Rathausstrasse genauer unter die Lupe zu nehmen, liess unser ‹Gwunderbarometer› ansteigen. Die bauarchäologische Begleitung bot denn auch interessante Einblicke in die frühe Parzellierung und Bebauungsgeschichte. Zudem lieferte uns die Untersuchung spektakuläre Baudaten und eine Dachform, die in Liestal bislang noch nicht nachgewiesen war.

Das untersuchte Stadthaus steht im oberen Drittel der Rathausstrasse. Seine Rückfassade ist gegen die schmale Weisse Gasse gerichtet. Ursprünglich handelte es sich um eine einzelne Liegenschaft, die im 17. Jahrhundert längs in zwei schmale Gebäude halbiert worden war, die letzten Endes dann wieder zusammengeführt wurden. Im weiteren Text wird daher von einem ‹Haus Nord› und einem ‹Haus Süd› gesprochen. Die vierstöckige, zur Rathausstrasse gerichtete Fassade lässt diese Teilung nur noch vage erahnen, während die nur sieben Meter breite Rückfassade noch weniger Hinweise bietet.

Wichtig sind folgende historische Eckdaten: 1226 wird Liestal ein erstes Mal urkundlich erwähnt. Der Ort war im Besitz der Grafen von Froburg, darauf folgte die Stadtgründung. 1305 kaufte der Bischof von Basel den Froburgern die noch junge Stadt ab. 1381 eroberte der mit der Stadt Basel

Die frisch sanierte Vorderfassade. Anhand der Fensterreihen ist die frühere Zweiteilung des Gebäudes zu erahnen.

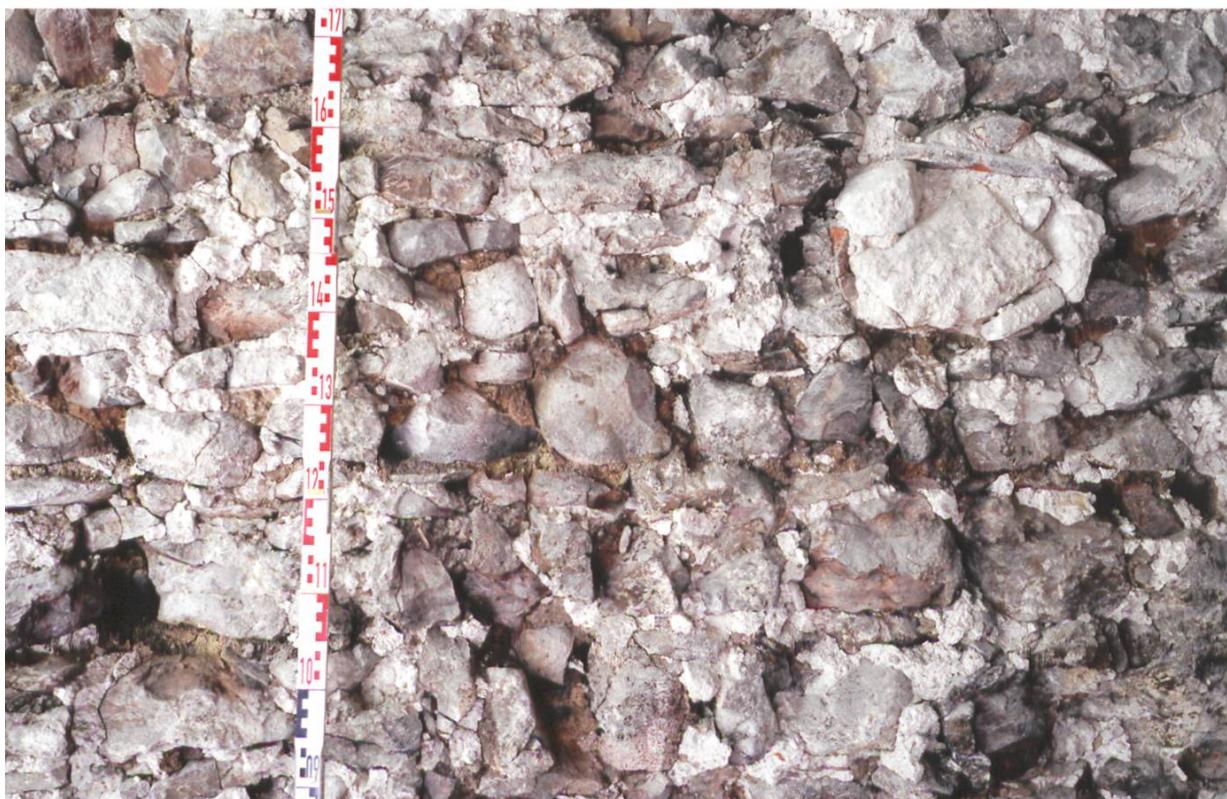


Durch massive Hitze-einwirkung stark beeinträchtigte Brandmauer aus Flusswacken – wohl ein Zeugnis des Stadtbrands von 1381.

verbündete Herzog Leopold von Habsburg-Österreich das Städtchen Liestal mit Waffengewalt und liess es niederbrennen, weil die Bürger ihm den Treueschwur verweigerten. Dieses Ereignis können wir auch an der Rathausstrasse 52 nachweisen. Beeindruckend sind dabei die Dimensionen und die gute Erhaltung der frühstädtischen Bebauung.

So sind die Oberflächen der Brandmauern des Stadthauses, die folglich bereits vor 1381 bestanden, über drei Stockwerke grossflächig und stark brandgerötet. Die in Lagen verbauten Flusswacken sind vielfach hitzegesprengt und der Mauermörtel tiefrot verfärbt. Eine Serie von C14-Analysen an organischem Material im Mauermörtel weist im westlichen Gebäudebereich auf eine Bauzeit im späten 13./14. Jahrhundert hin (ETH-145205, 708 ± 21 ; ETH-145206, 609 ± 21 ; ETH-145207, 641 ± 21). Die Grundstruktur der Bebauung entsprach schon damals der heutigen Parzellierung, die an der Rathausstrasse also bereits in der Frühzeit der Stadt angelegt worden war.

Nach dem Brand erfolgte mit etwas Verzögerung der Wiederaufbau: So kamen nach dem Freilegen der Decken im Erd- und ersten Obergeschoss im Haus Nord über zwei Stockwerke die Eichen-deckenbalken eines einst dreistöckigen Innen-ausbaus zum Vorschein. Im Haus Süd waren sie nicht mehr vorhanden, da sie später auf die Flucht der Scheidemauer gekappt worden waren, die wie

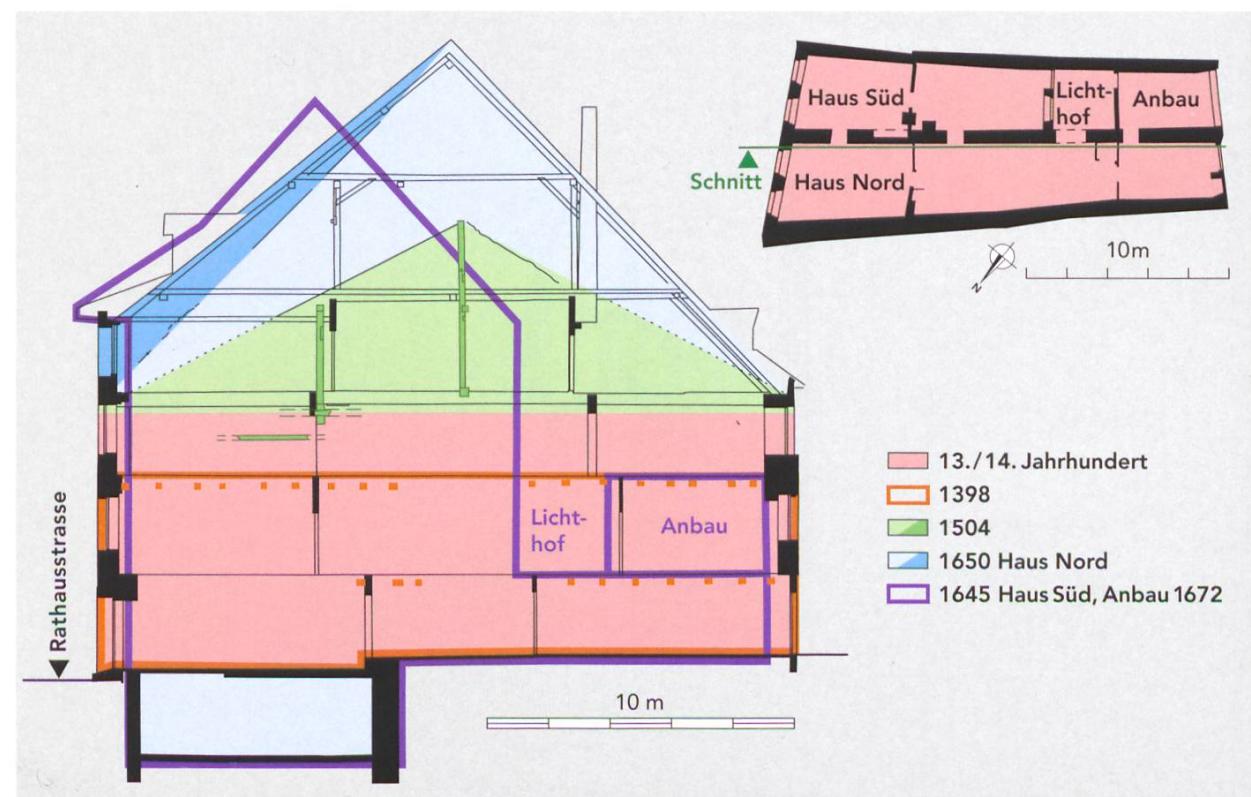


oben erwähnt zur Trennung der beiden Häuser eingebaut worden war. Dendrochronologisch liess sich nachweisen, dass die Balken alle im Herbst/Winter 1397/98 geschlagen und frühestens im Frühjahr 1398 verbaut worden sind. In der Mittelachse, wo später die Scheidemauer die beiden Häuser trennte, wurde im ersten Obergeschoss ein Unterzug nachgewiesen, auf dem die Deckenbalken aufliegen. Vielleicht war die Mittelachse einst mit Säulen gestützt. Denkbar wären aber auch nicht mehr fassbare Binnenwände aus Fachwerk oder Bohlen. Dachbalken sind keine mehr erhalten, und es ist auch nicht bekannt, wie das Dachgerüst zu diesem Bau ausgesehen hat.

Unbekannt ist zudem, wie das Gebäude genutzt wurde. Die intensive Russchwärzung der beiden Balkenlagen und Bodenbretter im gesamten Haus Nord verweist auf eine regelmässige Nutzung von offenem Feuer. Raumtrennungen waren keine festzustellen. Abgesehen von einer temporär benutzten, bald wieder aufgegebenen Treppe im Haus Nord gibt es keine Hinweise auf Treppen und Feuerstellen. Demnach wären sie im Haus

Süd anzunehmen, wo die Balkenlagen nicht mehr erhalten sind. Auch beim stark russgeschwärzten, schmucklosen Raum im ersten Obergeschoss gegen die Rathausstrasse, wo normalerweise eine Stube zu erwarten wäre, scheint eine Werkstatt mit offenen Feuerstellen bestanden zu haben. Wirkte hier ein Schmied oder ein Bäcker?

Übersicht über die bauliche Entwicklung an der Scheidemauer und im Grundriss der Liegenschaft im ersten Obergeschoss.



**Stuhlrähm und Stuhl-
ständer von 1504d,
eingemauert in der
Zwischenwand der
später getrennten
Liegenschaften.**

Im Jahre 1504d erhielt das Gebäude eine neue Dachkonstruktion, wovon sich in der zentralen Längsachse Konstruktionsbalken einer stehenden Budebene erhalten haben. Diese wies eine auffällige flache Dachneigung von 28 Grad auf, was auf eine ursprüngliche Belegung mit Brettschindeln schliessen lässt. Diese Dachform, im Volksmund

«Tätschdach» genannt, ist damit erstmals in Liestal nachgewiesen. Sie wurde später durch die steilere, für Ziegel- und Strohdächer geeignete Dachform abgelöst, wie sie heute noch üblich ist. Bisher war das «Tätschdach» in unserem Kanton nur im oberen Baselbiet (Waldenburgertal) und im Laufental belegt.

1645 wurde auf dem Haus Süd ein neues Steildach errichtet, das lediglich etwas mehr als die Hälfte seiner Parzellenlänge überdeckte, so dass im Westen des Gebäudes ein Lichthof entstand. Fünf Jahre später wurde im Haus Nord ein Stockwerk aufgesetzt und auch hier das Tätschdach durch ein Steildach mit Ziegeldeckung ersetzt. Demnach erfolgte die eingangs erwähnte Unterteilung der Parzelle in zwei lange, schmale Streifen spätestens im Jahre 1645. Die Trennung erfolgte mit einer Bruchsteinmauer, jeder Hausteil erhielt einen Gewölbekeller.

Einem Eintrag im Brandlagerbuch zufolge waren 1807 im hinter dem Lichthof angebauten Hinterhaus Stallungen untergebracht. Ein Feilenhauer



und später ein Kupferschmied hatten dort ihre Werkstatt. Zudem ist diesen Einträgen zu entnehmen, dass der Offizier Karl Gottlieb Kloss von Polen 1830 beide Gebäude gekauft und wieder zusammengeführt habe. Historischen Berichten zufolge unterstützte der Hauptmann die Baselbürger bei den Trennungskämpfen tatkräftig, wobei er auf sein in Polen erlangtes militärisches Wissen zurückgreifen konnte. Seit Generationen ist das Haus nun im Besitz der Familie Baumgartner. Sie betrieben im Hinterhaus eine Velowerkstatt und eine mechanische Werkstätte.

Unsere Neugier hat sich gelohnt. Die Anlage und Entwicklung der heutigen Parzellierung ist vielfältig und reicht weiter zurück, als gehahnt. Die bisherigen, wenigen archäologischen Hinweise auf den verheerenden Stadtbrand von 1381 wurden eindrücklich bestätigt. Zudem war es erstmals möglich, die Parzellenstruktur fast bis zur Gründungszeit der Stadt zurückzuverfolgen. Und es scheint, als hätten sich die ersten Handwerksbetriebe eher in zentraler Lage angesiedelt und seien erst später in die hinteren Gassen verschoben worden.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
Februar bis Oktober 2024

Die Silhouette des flachen ‹Tätschdachs› von 1504d ist als Mörtelabdruck in der Brandmauer des Nachbarhauses (wohl von 1582) gut zu erkennen.





Liestal, Rathausstrasse.
Die Fassaden der Vor-
derhäuser 12 und 14
vor dem Umbau.

Liestal, Rathausstrasse 12/14: Verdichtetes Bauen im neuzeitlichen Stedtli

An zentraler Lage im Stedtli stehen das Restaurant Schützenstube und vier angrenzende Gebäude, deren Umbau durch die Bauforschung der Archäologie Baselland begleitet wurde. Im 17. Jahrhundert handelte es sich noch um fünf eigenständige Gebäude. Im Laufe der Zeit wurden sie erhöht, baulich vereint und ihre dazwischenliegenden Höfe eingegliedert. Heute stehen die fünf Häuser auf einem einzigen Grundstück und sind nun gemeinsam umgebaut worden, was eine häuserübergreifende bauarchäologische Untersuchung und damit interessante Erkenntnisse zur Parzellenentwicklung erlaubte.

Eine Vielzahl von dendrochronologischen Proben und die Erkenntnisse aus den Brandversicherungsakten von 1807 bis 1950 ergänzten die Arbeiten vor Ort und halfen bei der Unterscheidung der vielen unterschiedlichen Bauphasen. Die Brandversicherungsakten bestätigen, dass funktionell zwischen repräsentativen ‹Vorderhäusern› mit Wohn- und Ladennutzung an der Rathausstrasse und ‹Hinter-

häusern› mit Ökonomie- und Werkstattfunktion an der Mühlegasse zu unterscheiden ist. Die landwirtschaftliche Nutzung der Hinterhäuser verschwand erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. So ist beispielsweise im Hinterhaus 16 bis 1877 eine Scheunen- und Stallnutzung bezeugt.

Idealisierter Grundriss der Erdgeschosse, Zustand um 1700.
VoH: Vorderhaus
HiH: Hinterhaus

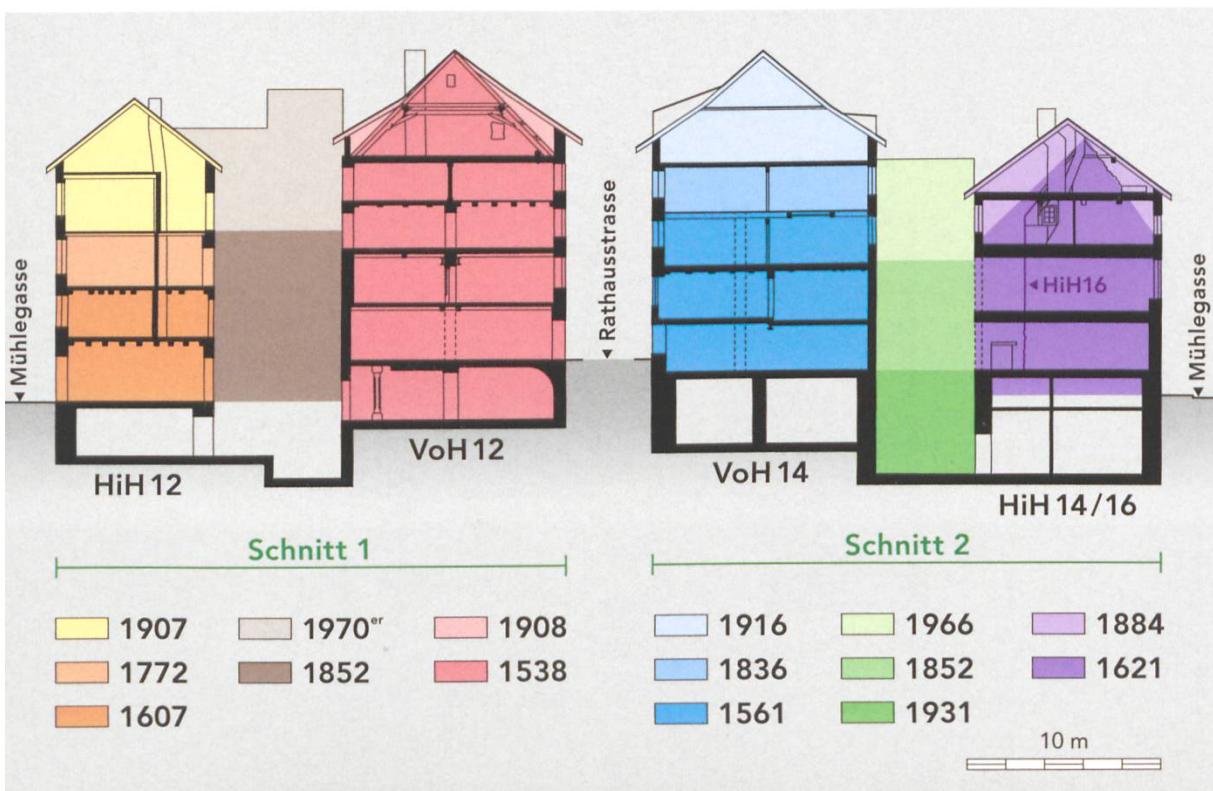


Die Querschnitte der untersuchten Gebäude mit eingetragenen Bauphasen (Zustand heute).

Die dendrochronologische Datierung der Gebäude belegt, dass die beiden Vorderhäuser im Kern aus dem 16. und die drei Hinterhäuser aus dem 17. Jahrhundert stammen. Die Brandmauern der Vorderhäuser müssten allerdings älter sein. Sie weisen – wie an der Rathausstrasse 52 – Brandspuren auf,

die auf den Stadtbrand im Jahr 1381 zurückgehen könnten (s. Seite 74 ff.). Sicherlich die beiden Vorderhäuser, möglicherweise auch die Hinterhäuser, müssen somit Ersatzbauten von älteren Gebäuden sein, die bereits der gleichen Parzellenstruktur unterworfen waren.

Das älteste und besterhaltene der fünf untersuchten Gebäude ist das Vorderhaus 12, das nördlich der Schützenstube an der Rathausstrasse liegt. Es handelt sich dabei um ein viergeschossiges Steingebäude, das frühestens 1537/38d errichtet wurde und damals die Nachbargebäude um ein Stockwerk überragte. Auf dem Liestaler Stadtprospekt von Jakob Meyer aus dem Jahre 1663 ist zu sehen, dass zu dieser Zeit im Erdgeschoss ein Ladenlokal eingerichtet war. Im ersten Obergeschoss ist ein sechsfaches Staffelfenster und im zweiten ein dreifaches Staffelfenster dargestellt. Hinweise auf die ebenfalls gezeichnete Lukarne mit Lastaufzug finden sich auch heute noch an der Dachkonstruktion. Die imposanten Fensterreihen deuten auf ein repräsentatives Gebäude hin. Später wurde die Fassade mit symmetrisch angeordneten Fenstern



erneuert und im 20. Jahrhundert das Dach um einen Kniestock erhöht.

Die zwei Räume tiefe Grundstruktur des Vorderhauses 12 entspricht noch der bauzeitlichen Einteilung. In allen Geschossen sind die Deckenbalken auffällig gerade und im Querschnitt rechteckig ausgearbeitet, denn sie wurden bereits zur Bauzeit rundherum mit Holz verschalt. Zwischen den Deckenbalken wurde dann in Längsrichtung jeweils eine raumlange Bohle auf den seitlich angebrachten Brettern aufgelegt. Darüber wurden rechtwinklig dazu die Bodendielen des nächsthöheren Geschosses montiert. So entstand eine Geschossdecke, deren doppelte Bretterlage wohl fast keinen Staub nach unten rieseln liess. Eine Verschalung der Balken war erst ab dem 18. Jahrhundert gang und gäbe. Ein solcher Befund aus dem 16. Jahrhundert ist im Kanton Basel-Landschaft zurzeit noch ohne Vergleich.

Ein weiterer spannender Befund aus diesem Gebäude ist ein steinernes, gotisch gefastes Türge-wände, das im ersten Obergeschoss in der Mitte

der Binnenwand zum Vorschein kam und ebenfalls noch aus der Bauzeit stammt. Anhand eines danebenliegenden Schwellenstein mit schräg abgearbeiteter Unterseite lässt sich zudem ablesen, dass sich die Treppe ins erste Obergeschoss ursprünglich an der südlichen Brandmauer im Ladenlokal

Die Baugruppe (rot umrandet) auf der Zeichnung von Jakob Meyer (1663, Ausschnitt).



Rekonstruktion der
Stube im ersten
Obergeschoss von
Vorderhaus 12 mit
der Verschalung der
Deckenbalken (farblich
hervorgehoben).

und somit im vorderen Raum zur Rathausstrasse hin befand. An dieser Stelle ist auch heute noch in manchen Gebäuden in der Rathausstrasse die Treppe situiert.

Das Vorderhaus 14 beherbergte zuletzt das Restaurant Schützenstube. Es wurde gut zwei Jahrzehnte

nach seinem Nachbargebäude erbaut und datiert ins Jahr 1560/61d. Auf dem Plan von Meyer ist sichtbar, dass es sich damals um ein dreistöckiges Gebäude ebenfalls mit einem Laden im Erdgeschoss handelte. Nach über einem Jahr Baubegleitung kamen im ehemaligen Ladenlokal überraschend die Reste einer schräg eingeschobenen Decke zum Vorschein, die noch auf die Bauzeit zurückgeht. Die Decke war russgeschwärzt und wurde nachträglich mit einem barocken Rankenmuster bemalt.

Die drei Geschosse von Vorderhaus 14 existieren auch heute noch, das Gebäude wurde aber 1836 um ein Stockwerk erhöht und erhielt 1916 ein neues, geräumigeres Dach. In den Brandversicherungsakten wird das Gebäude 1846 zum ersten Mal als Taverne bezeichnet. Damals gehörte es dem Metzger Jakob Gysin. Das Tavernenpatent beinhaltete das Recht, Menschen und Vieh zu beherbergen und alle Speisen und Getränke auszuschenken. Dies machte es für Metzger besonders attraktiv, eine Taverne zu betreiben, denn so konnten sie ihre eigenen Fleischerzeugnisse auftischen.



Das Hinterhaus 12 ist im Erd- und im ersten Obergeschoss noch aus dem Jahr 1606/07d erhalten, darüber sind jüngere Umbaumassnahmen vorhanden. Besonders aufschlussreich ist, dass in diesem Gebäude zwei Geschossdecken relativ mächtig ausgeführt oder nachträglich verstärkt wurden. Im Jahre 1771/72d wurde das Haus zum ersten Mal aufgestockt, die Decke im zweiten Obergeschoss besteht noch aus dieser Zeit. Der darüber liegende Boden wurde von Anfang an mit einer dicken Kalkmörtelschicht ausgestattet, die wohl der Feuerfestigkeit oder Isolation diente. Die Decke im ersten Obergeschoss besteht hingegen aus den Balken von 1606/07d, die sich abwechseln mit nachträglich dazwischengelegten Verstärkungen aus dem Jahre 1811/12d. In diesem Gebäude ist aufgrund dieser massiven Deckenkonstruktionen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts eine handwerkliche Nutzung, beispielsweise eine Manufaktur denkbar. Für das 18. Jahrhundert gibt es dazu zwar keine Aufzeichnungen, im 19. Jahrhundert sind durch die Brandversicherungsakten aber nacheinander die Nutzungen als Färbelei, ‹Kurzenmacherei› – also wohl die Fabrikation

von ‹Kurzwaren›, kleinen Produkten wie Knöpfen oder Nadeln – und als Werkstatt in diesem Gebäude belegt.

Die Hinterhäuser 14 und 16 enthielten Reste eines gemeinsamen Dachstuhls, der最早estens 1621d erbaut wurde. Wegen der zahlreichen Umbauten

Binnenwand in
Vorderhaus 12 mit
dem freigelegten stei-
nernen Türgewände
(Bildmitte) aus dem
16. Jahrhundert.



Schräg in die Balken
eingeschobene Decke
im Erdgeschoss von
Vorderhaus 14, nach-
träglich mit Ranken-
muster bemalt.

im 19. und 20. Jahrhundert war dieser nur noch fragmentarisch erhalten und wurde im Zuge der jüngsten Baumassnahmen entfernt. Besonders spannend ist, dass der Dachstuhl gleichzeitig über die Hinterhäuser 14 und 16 erbaut worden ist, diese aber eine unterschiedliche Gebäudetiefe aufwei-

sen. Dies zeigt an, dass die Hinterhäuser 14 und 16 zuvor vermutlich schon als eigenständige Gebäude bestanden und erst 1621 bei einem Umbau zusammengefasst wurden. Später wiesen sie längere Zeit unterschiedliche Besitzer auf, bis sie laut Brandversicherungsakten im Jahre 1869 wieder der gleichen Person gehörten.

Dank der bauarchäologischen Untersuchung der beiden Vorder- und der drei Hinterhäuser können wir Einiges über Liestals Parzellenstruktur lernen. Sie scheint an der unteren Rathausstrasse noch die gleiche wie vor dem Stadtbrand von 1381 gewesen zu sein. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden die Parzellen unter Fortbestand der Brandmauern neu bebaut und dabei womöglich noch hölzerne Vorgängerbauten ersetzt. Darauf deutet auch die erste Liestaler Bauordnung hin, die im Jahre 1536 vom Basler Rat erlassen wurde. Darin werden die vielen Holzbauten und der schlechte Bauzustand des Städtchens erwähnt und unter anderem aus brandschutztechnischen Gründen der Einbau von



Kamine für alle Gebäude vorgeschrieben. Es ist wohl kaum Zufall, dass der Steinbau des Vorderhauses 12 nur zwei Jahre nach dieser Verordnung errichtet wurde.

Im 19. und 20. Jahrhundert wurden die sowieso schon engen Verhältnisse im Stedtli noch weiter verdichtet, indem die bestehenden Gebäude erhöht und die letzten Zwischenräume überbaut wurden. Diese intensive Verdichtung Liestals widerspiegelt die Zeit der Industrialisierung und ihre Umwälzungen in der Gesellschaft. Sie lässt sich auch an den steigenden Bevölkerungszahlen ablesen, die sich laut der Heimatkunde von Liestal zwischen 1838 und 1900 auf 5403 Einwohnende verdoppelten. Ab etwa 1900 wurde es im historischen Stadtkern dann definitiv zu eng, und die Siedlung dehnte sich nun vermehrt auch ausserhalb seiner mittelalterlichen Stadtmauern aus.

Grosser Dank gebührt der Eigentümerschaft und der Kantonalen Denkmalpflege für die vorbildliche Zusammenarbeit, dank der es gelungen ist,

ein weiteres Puzzleteil der Liestaler Stadtentwicklung zu erforschen.

Durchführung und Bericht: Nora Näf
Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
Juni 2023 bis Oktober 2024

Massive Geschossdecke mit Mörtelstrich im zweiten Obergeschoss des Hinterhauses 12.



Lampenberg, Hollenweg 1: ein Hochfirstständerbau in Gefahr

Lampenberg, Hollenweg 1. Das Bauernhaus mit seinem ursprünglichen Umriss rot markiert.



Schon vor Längerem war das seit über fünfzig Jahren unbewohnte Bauernhaus mitten im Ortskern von Lampenberg in den Fokus des Bauforschungsteams geraten. Im Jahr 2018 scheiterte eine Bestandesaufnahme mit der Technischen Hochschule Aachen kurzfristig aufgrund des Kontaktabbruchs seitens der Eigentümerschaft. Rund fünf

Jahre und einen Eigentümerwechsel später gelang es der Archäologie Baselland endlich, das Gebäude im Vorfeld eines umfassenden Bauprojekts zu untersuchen. Leider war in der Zwischenzeit das Dach des seitlichen Anbaus eingebrochen, was zu Deckendurchbrüchen im Wohnteil und zu Plänen für einen Abbruch des gesamten Gebäudes führte.

Die Archäologie Baselland musste also schnell handeln und den Hochfirstständerbau dokumentieren. Diese eindrücklichen Konstruktionen, auch ‹Hochstud› genannt, gehören zu den ältesten im Kanton noch erhaltenen Holzbauten. Sie werden charakterisiert durch mittige Ständer, die vom Boden bis unter den First reichen. Zur Bauzeit wurden die Dächer dieser Bauten meist noch mit Stroh eingedeckt, was diese besonders brandanfällig machte. Das Grundgerüst des Gebäudes am Hollenweg 1 hat sich im Laufe der Jahrhunderte zwar gegen Südosten geneigt, blieb sonst aber von grösseren Schäden verschont.

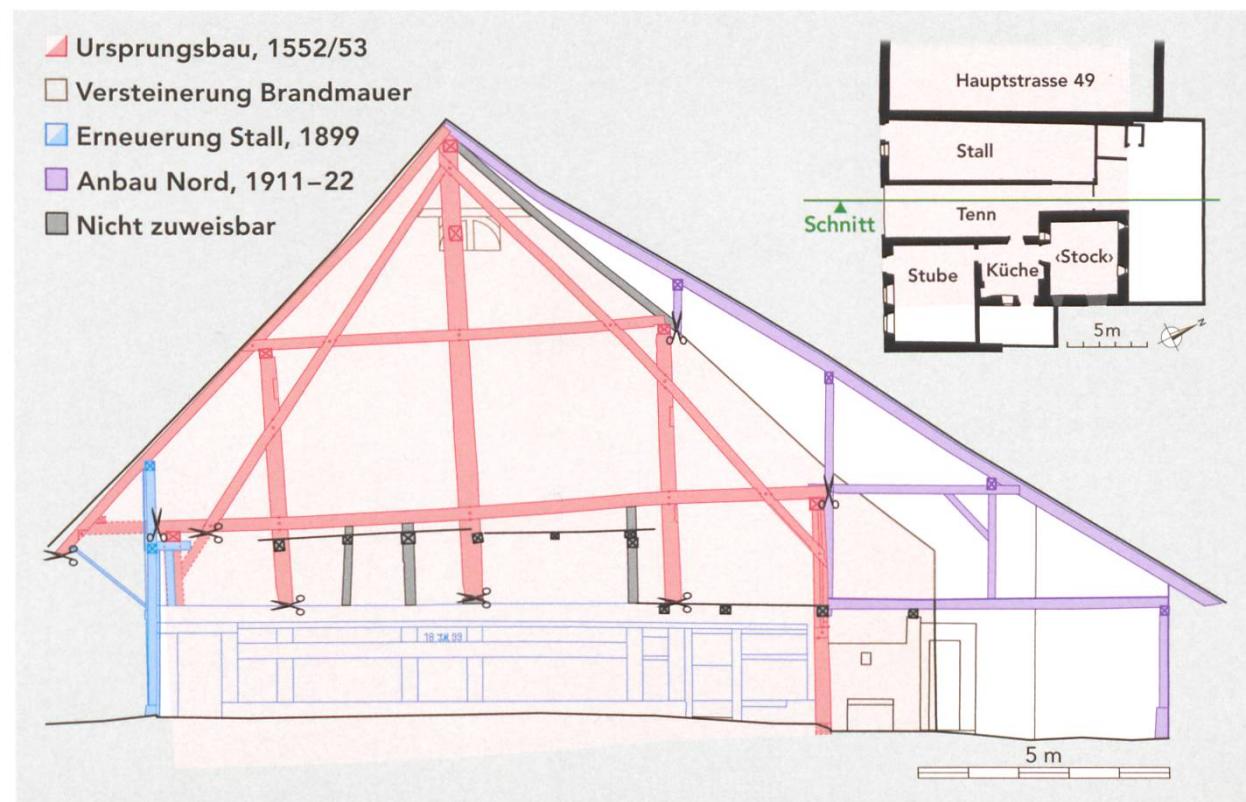
Die Konstruktion besteht aus Föhrenholz und ist im Ökonomieteil des Untersuchungsobjekts bis

heute gut sichtbar. Die Jahrringanalyse zeigt, dass das Bauernhaus frühestens 1552/53d erbaut wurde. Damals war das Gebäude gegen Osten etwas kürzer und wies auf dieser Seite einen Vollwalm auf. Gegen Westen lief die Hochfirstständerkonstruktion hingegen weiter und beinhaltete auch Teile, die aktuell im Nachbarhaus Hauptstrasse 49 lagen. Die Küche im Wohnteil war nach oben hin offen, wie die bis heute äusserst stark verrussten Wände im Obergeschoss zu erkennen gaben.

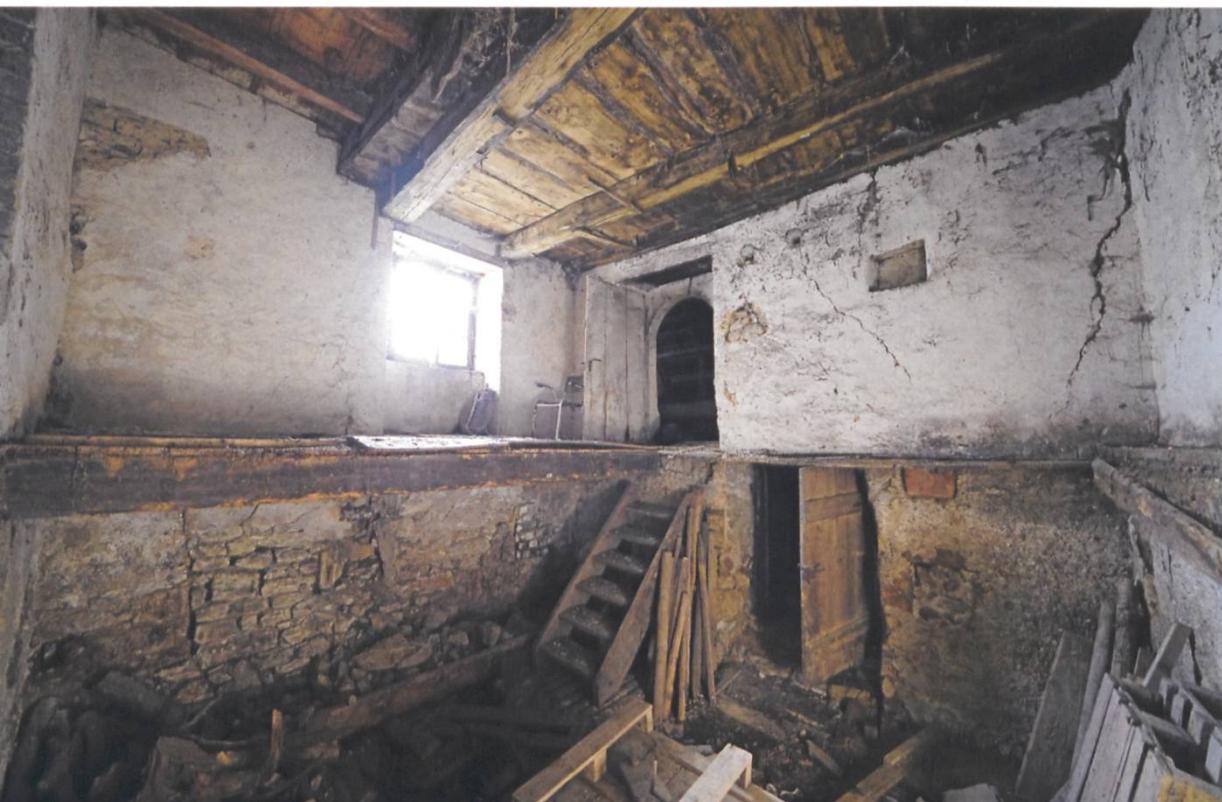
Das Untersuchungsobjekt besteht aus einem Ökonomieteil mit Stall und Tenn sowie einem Wohnteil. Die Nutzung der östlichsten Achse im Bereich des heutigen Nachbargebäudes ist nicht mehr nachvollziehbar. Im Grundriss fällt ein gemauelter Kubus auf, der sich im Nordosten hinter der Küche befindet. Das zweigeschossige Mauergeviert scheint sich nicht an bestehende Gebäudefluchten zu halten, denn es ragt mitten ins Tenn hinein. Auf der strassenabgewandten Seite reicht der Kubus über die nördliche Flucht der Holzkonstruktion hinaus, und auch die Bodenhöhen liegen hier über einen halben Meter tiefer als im

übrigen Wohnteil. Und doch ergab die Datierung seiner Deckenbalken, dass diese ebenfalls 1552/53d und somit gleichzeitig wie die restlichen Balken geschlagen wurden. Dieser steinerne Gebäudeteil ist im Kanton Aargau ein bekanntes Begleitphänomen von Hochfirstständerbauten und wird ‹Stock› genannt. Der gemauerte Einbau diente in einem

Schematischer Grundriss mit Lage des ‹Stocks› und Querschnitt mit eingezeichnete Ausdehnung des Ursprungsbaus.



Das Innere des zweigeschossigen «Stocks» mit mehreren zugesetzten Öffnungen.



strohgedeckten Holzgebäude mit offener Feuerstelle als wichtiger Schutzraum. Hier wurden Saatgut, Nahrungsmittel, aber auch Dokumente, Geld sowie weitere Wertgegenstände aufbewahrt und vor Brandereignissen wie auch vor Diebstahl geschützt. Das Objekt am Hollenweg 1 ist der bisher einzige Hochfirstständerbau im Kanton Basel-

Landschaft, bei dem ein solcher «Stock» eindeutig nachgewiesen ist.

Im 17. Jahrhundert wurde der Vollwalm im Osten durch einen zusätzlichen Firstständer zu einem Satteldach umgebaut, womit mehr Volumen im Dachraum entstand. Dies passt zur Darstellung auf dem Dorfprospekt von Georg Friedrich Meyer (um 1680), der das Gebäude mit einem Strohdach, aber bereits ohne Walm und noch ohne die späteren Anbauten festhält. Der westlich anschliessende Hausteil ist bereits als steinerner Wohnbau mit Ziegeldach gezeichnet. In den ersten 130 Jahren wurden also schon bedeutende Umbauten vorgenommen.

Spätere Veränderungen führten zur Versteinerung des Wohnteils, zum Einbau eines Aussenkamins und schliesslich zum Anbringen einer Laube an der östlichen Giebelfassade. Diese wurde spätestens 1899 teils zum Wohnraum dazugeschlagen, wie die Brandversicherungsakten verraten. Damals wurden «bedeutende Verbesserungen» vorgenommen, und vermutlich geht auch die Ausstattung

in der Stube auf diese Zeit zurück. Ebenfalls 1899 wurde der Stall erneuert und dabei die Hochfirstständerkonstruktion im Erdgeschoss gekappt. Dank den Brandversicherungsakten ist auch klar, dass das westlich anschliessende Gebäude Hauptstrasse 49 im Jahre 1896 komplett abgebrochen und mit mehr Volumen neu erbaut wurde. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ergänzte man das untersuchte Haus dann mit einem Anbau im Norden, wofür das Dach aufgeständert wurde.

Der Hochfirstständerbau lässt sich mit dem konstruktiv sehr ähnlichen Bau in Ramlinsburg, Gassenbrunnen 7 vergleichen, der knapp drei Kilometer Luftlinie entfernt steht. Dieses 1555/56 datierte Bauernhaus wurde kürzlich liebevoll saniert. Seine Holzkonstruktion wurde mit einem Abbundfehler erbaut, was schief eingebaute Hölzer zur Folge hatte (Jahresbericht 2017, S. 150 ff.). Einem weiteren Hochstud an der Hauptstrasse in Lampenberg erging es deutlich schlechter. Dieser wurde im Jahre 2021 abgebrochen. Da das Bauprojekt am Hollenweg 1 aktuell stagniert, lässt sich weiterhin hoffen, dass dieser historisch wertvolle

Bau mit dem für den Kanton Basel-Landschaft einzigartigen «Stock» dem Abriss doch noch entkommt.

Durchführung und Bericht: Nora Näf
Dendrochronologie: Willy Tegel, Mühlingen (D)
Februar 2022 bis September 2023

[Das Wohnzimmer mit der Ausstattung aus der Zeit um 1900.](#)



Münchenstein, Untergasse 22: ein Kleinstbau voller Chirsiholz

Münchenstein, Unter-
gasse 22. Dorfprospekt
von Georg Friedrich
Meyer, um 1680, mit
Kleinbauten an der
Hangkante.

Der Prospekt von Georg Friedrich Meyer zeigt: Die westliche Hangkante am Rande des historischen Dorfkerns von Münchenstein war im 17. Jahrhundert mit mehreren kleinen Häuschen verbaut. Ihre geringe Grösse und ihre Bauweise aus Fachwerk standen im Kontrast zu den stattlicheren, steinernen Bauernhäusern im restlichen

Dorf. Nicht zuletzt wegen des speziellen Siedlungstyps von Münchenstein – eher Burgsiedlung als typisches Bauerndorf – ist die Funktion dieser Kleinbauten besonders spannend. Die meisten der Häuschen sind im Laufe der Zeit aber in grösseren Gebäuden aufgegangen oder ganz verschwunden und blieben unerforscht.

Ein Umbauprojekt an der Untergasse 22 gab uns die Gelegenheit, mehr über diesen Bautyp zu erfahren. Das Untersuchungsobjekt war vermutlich schon von Anfang an aus Stein errichtet worden und wies damals eine Innenfläche von nur 25 Quadratmetern auf. Im Laufe der Zeit wurde es nach Süden und hangabwärts nach Westen erweitert. Vom Ursprungsbau sind heute noch drei Aussenmauern, fünf Dachbalken und eine Mauerschwelle erhalten. Anhand von Spuren an den Balken, wie leere Zapflöcher und Blattsassen, war aber erstaunlich viel ablesbar und auch die Rekonstruktion der einfachen Dachkonstruktion möglich.

Die Dachbalken sind aus Vogelkirsche geschlagen, was deren dendrochronologische Datierung



erschwerete. Vogelkirsche wurde nur sehr selten zum Bauen verwendet, deswegen gibt es von dieser Holzart keine Vergleichskurve. Dank der Referenzkurve für Tanne und zusätzlicher Ein-grenzung durch eine C14-Datierung liess sich das Häuschen schliesslich auf 1598/99d datieren.

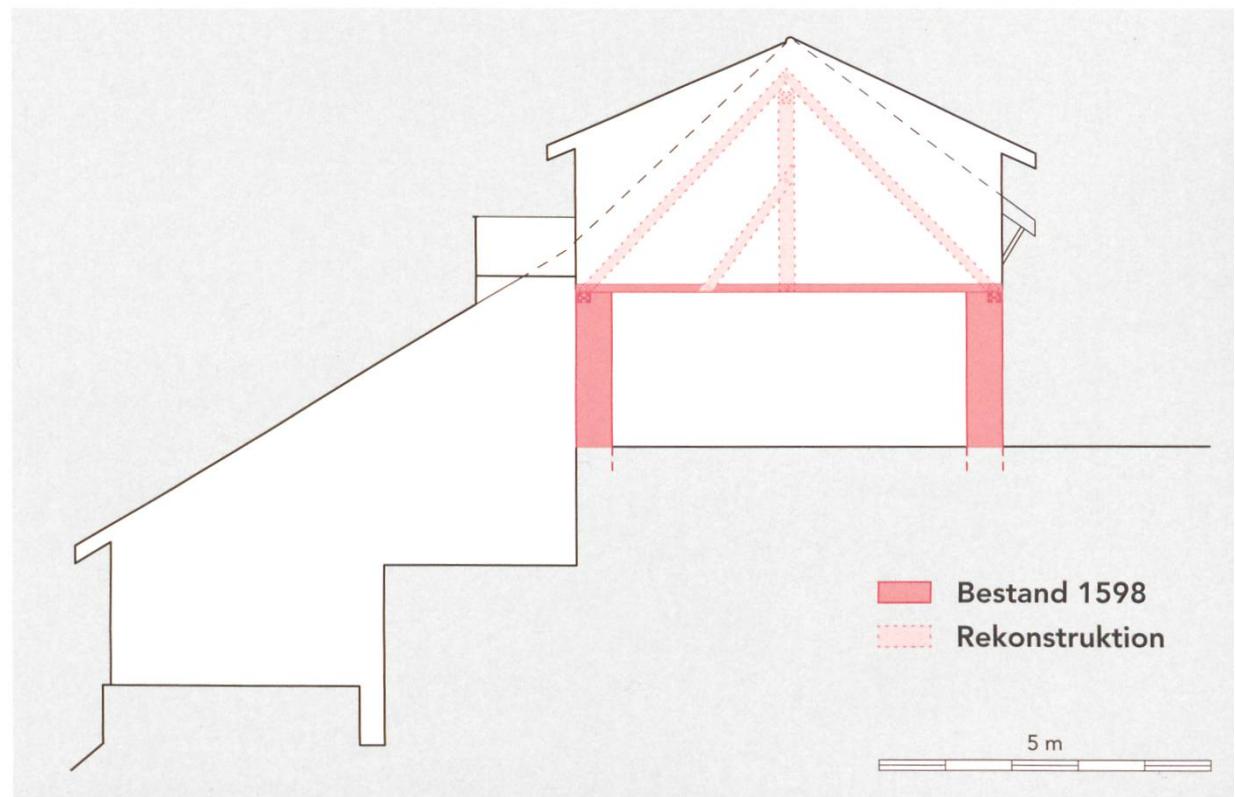
Leider blieb die ursprüngliche Funktion des Gebäudes unklar, weil sich weder am Objekt noch im Boden Hinweise dazu boten. Über seine Nutzung im 19. Jahrhundert können uns aber die Brand-versicherungsakten Aufschluss geben. Der älteste Eintrag im Jahr 1830 beschreibt das Häuschen als «Behausung, samt Werkstatt nebst einem Ställein, in Mauer mit Ziegeldach». Damals gehörte es dem Leinenweber Johannes Kapp, und auch die Eigen-tümerin nach ihm war eine Weberin. Es ist also anzunehmen, dass der Kleinbau spätestens ab dem 19. Jahrhundert gleichzeitig als Wohnraum und als Webstube diente.

Alles in allem befinden wir uns hier in ziemlich bescheidenen Lebensverhältnissen. Umso wichtiger ist es, das archäologische Wissen über die

Baukultur auch mit den Ergebnissen von solchen Untersuchungsobjekten zu bereichern.

Durchführung und Bericht: Nora Näf
Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
C14: ETH Zürich
Januar bis Juli 2024

Querschnitt des Häuschens mit der rekonstruierten Dachkonstruktion.



Liestal, Rathausstrasse 2: vom Freihof zum Regierungsgebäude

Liestal von Norden, mit dem 1834 erhöhten Kernbau des Regierungsgebäudes. Druckgrafik von Conrad Caspar Rordorf.

Die Renovierungs- und Sicherheitsmassnahmen der vergangenen zwei Jahre am Regierungsgebäude in Liestal, einem prächtigen Barockbau am Rande der Altstadt, wurden bauarchäologisch begleitet. Dabei zeigte sich, dass dieses Haus weit mehr zu erzählen hat, als auf den ersten Blick zu

vermuten ist. Hinter seiner symmetrischen Fassade verbergen sich Jahrhunderte voller Veränderungen und Anpassungen sowie überraschende Entdeckungen.

Die Ursprünge des Gebäudes gehen auf den so genannten Fronhof der Grafen von Froburg zurück, der bereits 1305 erwähnt wird, jedoch später dem Basler Erdbeben von 1356 zum Opfer fiel. An seiner Statt wird der Freihof errichtet, der 1438 erstmals in den Schriftquellen auftaucht. Ursprünglich diente der Freihof den Herren von Eptingen als Adelssitz. Er war von der Stadt durch Mauern abgetrennt. Im Laufe der Jahrhunderte wechselte der Besitz mehrfach, ehe das Gebäude 1739 zur Stadtschreiberei des Amts Liestal wurde.

Der heutige Bau entstand im Kern erst zwischen 1775 und 1779, als der alte Freihof baufällig geworden war und einem spätbarocken Neubau weichen musste. Der Architekt Samuel Werenfels schuf ein repräsentatives Gebäude, das sich durch seine siebenachsige Fassade, stichbogige Fenster und ein markantes Walmdach auszeichnete. Es

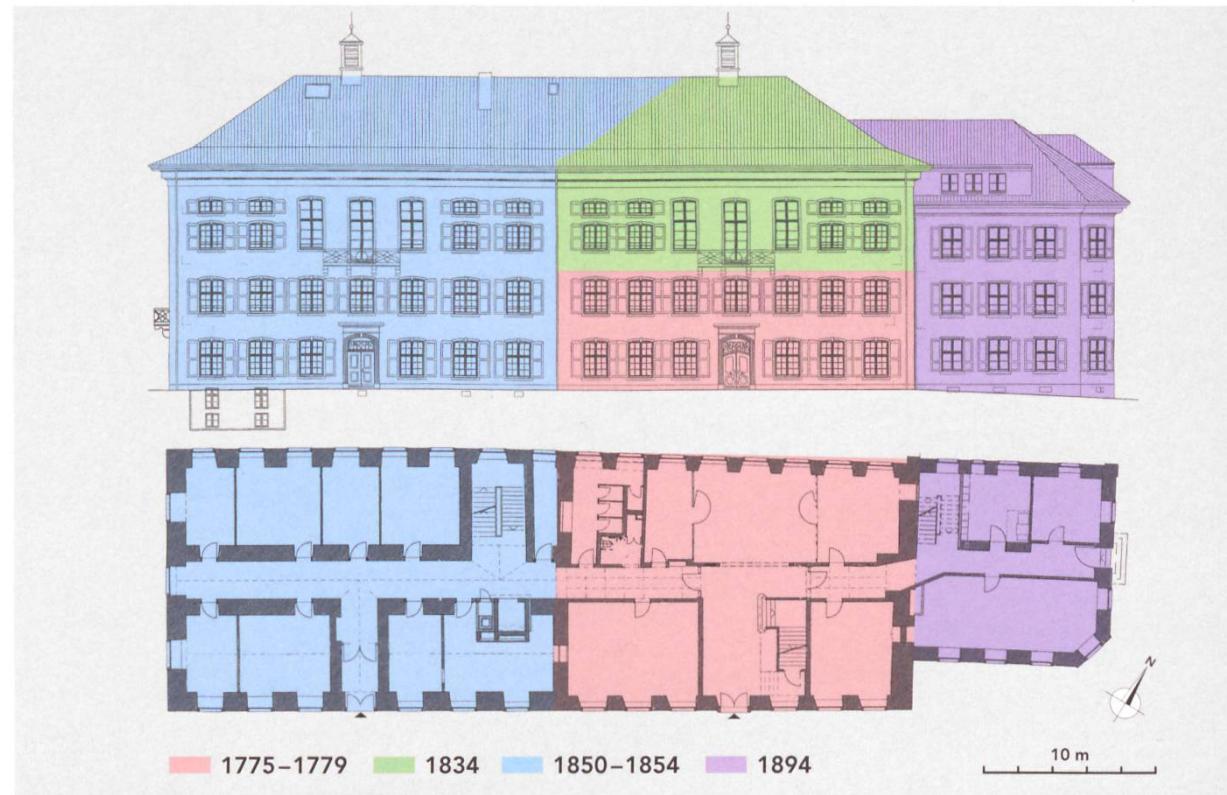


wurde zunächst weiterhin als Stadtschreiberei genutzt, bevor es nach der Kantonstrennung zum Regierungsgebäude des Kantons Basel-Landschaft wurde. Bereits 1834 folgte eine Aufstockung, um Platz für den notwendigen Landratssaal zu schaffen. 1850 wurde das Haus um einen in der Fassade gespiegelten Anbau erweitert. Der Barockbau wurde so zu einem Zentrum der Verwaltung des jungen Kantons.

Die aktuellen Umbauten boten die seltene Gelegenheit, die Baugeschichte dieses wichtigen Denkmals neu zu beleuchten. Besonders aufschlussreich war ein Raum im ersten Obergeschoss des gespiegelten Anbaus, direkt neben dem Liftschacht. Hier offenbarte sich an der Decke eine beeindruckende Abfolge von Bauphasen. Die freigelegten Bereiche zeigen zunächst den Verputz der ursprünglichen Außenmauer des Kernbaus von 1775–1779, die mit der Erweiterung zu einer Binnenwand wurde. In der Ecke des Raums stand ein Ofen, wie ein Kaminwechsel in der Balkendecke bezeugt. Ergänzend dazu wurde im angrenzenden Gang eine Nische mit Steinlaibung freigelegt, die of-

fenbar der Einfeuerung des Ofens diente. Später wurde dieser aufgegeben und der Wechsel durch eine abgehängte Gipsdecke mit Stuckaturen überdeckt. Diese kleinen Details erzählen von einer lebendigen Geschichte der Anpassung und Veränderung.

Die Bauphasen des Regierungsgebäudes.



Der ehemalige Standort eines Ofens ist am Wechsel in den Deckenbalken erkennbar. Später folgte eine Stuckdecke.

Im Erdgeschoss wurde eine bisher unbekannte Mauer freigelegt, die vermutlich noch auf den alten Freihof zurückgeht. Sogar die grosse hölzerne Treppe beim Haupteingang konnte wichtige Informationen liefern: Es stellte sich heraus, dass sie in ihrer Grundform zwar aus der Bauzeit von

1775–1779 stammt, später jedoch umfangreich überarbeitet und ergänzt wurde.

Die Tonnengewölbe im gespiegelten Anbau des Regierungsgebäudes sind ein weiteres faszinierendes Element, das die Vielschichtigkeit der Baugeschichte unterstreicht. Sie befinden sich sowohl im Untergeschoss als auch im Erdgeschoss und zeichnen sich durch ihre robuste Bauweise aus. Die Räume sind durch massive Bruchsteinmauern voneinander getrennt, und jeder besitzt ein eigenes Gewölbe. Die Bauweise verleiht dem Gebäude nicht nur Stabilität, sondern erfüllte vermutlich auch spezifische funktionale Anforderungen. Die massive Konstruktion könnte als Brandschutz konzipiert worden sein, um im Falle eines Feuers die Ausbreitung von Flammen und Rauch zwischen den Räumen zu verhindern. Gleichzeitig bot diese Struktur zusätzlichen Schutz vor Einbruch, da die dicken Mauern unbefugten Zugang erschwerten. Die Gewölberäume deuten somit darauf hin, dass hier möglicherweise wertvolle



Materialien oder Dokumente gelagert waren, die eine besondere Sicherung erforderten. Denn das Gebäude war nicht immer nur Sitz der Regierung. Die unterschiedlichen späteren Zusatznutzungen des Hauses sind ebenso Teil seiner Geschichte. Von der Stadtschreiberei bis zur Basellandschaftlichen Hypothekenbank, von der Polizeidirektion im Anbau bis zur Kantonsbibliothek und dem Kantonsmuseum – das Gebäude erfüllte im Laufe der Jahre zahlreiche Funktionen. Jede dieser Nutzungen hinterliess ihre Spuren, sei es durch bauliche Anpassungen oder durch die Schaffung neuer Einrichtungen.

Das Regierungsgebäude in Liestal ist mehr als ein architektonisches Denkmal – es ist ein lebendiges Zeugnis von Geschichte, Wandel und Kontinuität. Die jüngsten Entdeckungen haben einmal mehr verdeutlicht, wie faszinierend und vielschichtig die Historie eines einzigen Hauses sein kann. Sie laden dazu ein, die Vergangenheit nicht nur zu be-

wahren, sondern sie auch für die Zukunft erlebbar zu machen.

Durchführung und Bericht: Lukas Richner
Dendrochronologie: Till Seiberth, Basel
Mai 2023 bis Januar 2024

Der zugemauerte Durchgang in dieser Fachwerkwand ist heute wieder offen und führt direkt ins Regierungsratszimmer.

